ander und miteinander arbeiten, um jeder wieder seinen Vorteil davon zu haben.

Ein gewaltiges und sehr kompliziertes Räderwerk ist die Volkswirtschaft. Je komplizierter sie aber durch die weitgehende Arbeitsteilung und Spezialisierung der Berufe geworden ist und immer noch wird, um so mehr kommt es darauf an, daß alle Rädchen recht gut ineinandergreifen. Gerade dieses Bild zeigt deutlich, daß die nationalsozialistische Wirtschaftsauffassung der gegenseitigen Verantwortlichkeit nicht nur eine rein ideelle Angelegenheit einer uneigennützigen Wirtschaftsgesinnung ist, vielmehr auch eine Angelegenheit der vernunftmäßigen Erkenntnis. Der größte Nutzen und Vorteil muß dann entstehen, wenn das Zusammenwirken der wirtschaftenden Menschen sich möglichst reibungslos und harmonisch vollzieht.

Während sich in den Jahrzehnten des wirtschaftlichen Aufschwunges vor dem Kriege und auch noch in der Nachkriegszeit das volkswirtschaftliche Denken fast ausschließlich mit Fragen der Güterherstellung und des Güteraustausches und -verkehrs beschäftigte, gewinnt in der Gegenwart der Güterverbrauch immer mehr an Bedeutung. Das heißt: in Zeiten, in denen man sich um den Absatz nicht zu sorgen brauchte, in denen die Weltmärkte für deutsche Fabrikate offenstanden, mußte es so scheinen, als ob der Reichtum und das wirtschaftliche Wohlergehen eines Landes vorwiegend von der Arbeit der Menschen abhinge, die in der Gütererzeugung und im Handel tätig waren. Seitdem wir aber nach Absperrung der fremden Märkte gegen unsere Waren stärker auf den Absatz im eigenen Lande angewiesen sind, lenkt sich das Interesse mehr und mehr den Stätten zu, die Hauptabnehmer für alle Waren sind, nämlich die Haushalte. Man erkennt, daß im Räderwerk der Volkswirtschaft gerade die Haushalte eine nicht zu unterschätzende Bedeutung haben. Man entdeckt die alte Wahrheit wieder, daß die Wirtschaft nicht Selbstzweck ist, daß alles Wirtschaften vielmehr nur dazu da ist, die Mittel zu beschaffen, die der Mensch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse braucht. Der Mensch ist der Mittelpunkt und das Ziel allen Wirtschaftens. Der Verbrauch, d. h. die Menge der in den Haushalten benötigten Güter ist der Maßstab für die Gütererzeugung und -herstellung. So rücken die Haushalte in das Scheinwerferlicht der volkswirtschaftlichen Betrachtung, und die Hausfrauen, die im Zeitalter der Emanzipation und des Gewinnstrebens ein oft allzu bescheidenes Dasein führten und stiefmütterliche Behandlung gewohnt waren, sehen sich nunmehr als wichtige und in ihrer Bedeutung auch anerkannte Glieder der Volkswirtschaft. Als Führerin ihres Haushalts vollbringt die Frau

ebenso eine volkswirtschaftliche Leistung wie jeder andere berufstätige Mensch. Sie untersteht daher aber auch dem gleichen Gesetz des Dienens, jener neuen Berufsauffassung, die menschliche Arbeit nicht allein danach wertet, wieweit sie dem einzelnen nützt, sondern darüber hinaus danach, ob sie dem ganzen Volke dient.

Mehr als 17½ Millionen Haushalte sind gegenwärtig im Deutschen Reich vorhanden, und der weitaus größte Teil aller Endprodukte unserer Wirtschaft fließt in diese Haushalte hinein. 60—80% des Volksvermögens gehen durch die Hände der haushaltführenden Frauen, 80% aller Einkäufe werden von Frauen getätigt. Sieht man einmal die volkswirtschaftliche Leistung und die volkswirtschaftliche Verantwortung der Frauen unter dem Gesichtswinkel dieser zahlenmäßigen Tatsachen, so ergibt sich ohne weiteres die Forderung, die Frauen über ihre volkswirtschaftliche Bedeutung aufzuklären, sie über die wirtschaftlichen wie politischen Auswirkungen ihres wirtschaftlichen Verhaltens zu unterrichten und ihnen das Bewußtsein ihrer volklichen Verantwortung anzuerziehen. Jede Hausfrau muß wissen, daß sie ein Rädchen der gesamten Rädergruppe Haushalt ist, und daß die große Rädergruppe Haushalt wiederum zusammen mit den anderen Rädergruppen wie Landwirtschaft, Handwerk, Industrie usw. erst das gesamte Räderwerk der Volkswirtschaft ausmacht.

Es könnte vielleicht die Meinung auftauchen, als müßte sich — wenn doch die Haushalte mit ihrem Verbrauch das Ziel aller Wirtschaft seien — die Wirtschaft ausschließlich nach den Wünschen der Haushalte richten. Dieser Gedankengang entspräche durchaus der liberalistischen Zeit, in der jeder nur auf seinen höchst persönlichen Vorteil und Gewinn bedacht war. Die nationalsozialistische Frau aber wird fragen: wie kann ich mit meinem Haushalt mein Teil dazu beitragen, daß die deutsche Volkswirtschaft in gesunder Weise gefördert wird?

Es gibt viele Möglichkeiten solcher Förderung. Die neue Betrachtungsweise der Eingliederung der Haushalte in die volkswirtschaftliche Verantwortlichkeit ist noch jung; aber je mehr man sich über die Tatsache des harmonischen Zusammenspiels der Kräfte in der Volkswirtschaft klar wird, um so mehr Möglichkeiten des Mitwirkens und Mithelfens werden sich finden.

Im folgenden soll ein kurzer Überblick über die volkswirtschaftlichen Anforderungen an das Verhalten der Frauen gegeben werden, wie sie in der Gegenwart als besonders wichtig hervortreten.

I. Der Einkauf.

Jeder Einkauf setzt Überlegung und Nachdenken voraus, und zwar nicht nur über Nutzen und Brauchbarkeit des Gegenstandes für den eigenen Bedarf, sondern auch darüber, wem der Einkauf Nutzen oder Schaden zufügen könnte.

Da ist zunächst die deutsche Landwirtschaft, die immer die Grundlage der Ernährung unseres Volkes sein muß, und die nach der Schwächung durch eine jahrelange Fehlentwicklung gegenwärtig durch besondere Maßnahmen geschützt, gefördert und gepflegt wird. Zum Erfolge dieser Bestrebungen ist es notwendig, daß die Hausfrau den landwirtschaftlichen Erzeugnissen besondere Beachtung schenkt; denn zu gesteigertem Anbau, zu intensiverem Betrieb wird der Bauer nur geneigt sein, wenn er die Gewißheit hat, seine Produkte auch absetzen zu können. Die jahrelange Vorliebe der Hausfrau für ausländische Lebensmittel beruhte auf dem Vorsprung, den die landwirtschaftlichen Überschußländer in bezug auf Einheitlichkeit und Zuverlässigkeit (Standardisierung), Verpackung und Aufmachung vor uns hatten. Inzwischen aber hat die deutsche Landwirtschaft diesen Vorsprung in der Standardisierung wieder aufgeholt. So haben wir z. B. bereits Gütezeichen und Einheitsmarken für Eier und Butter, vereinzelt auch Kennzeichnung von Gemüse und Obst als deutsches Qualitätserzeugnis. Zu den ersten, die auf die Notwendigkeit einer solchen Verbesserung der Absatzverfahren und Absatzfähigkeit hinwiesen, gehörten übrigens die landwirtschaftlichen Hausfrauen-Vereine, die sich auf dem Gebiet der Schulung der Landfrau in Lehrgängen und durch Wanderlehrerinnen große Verdienste erwarben. Gerade die Verbesserung der Geflügelzucht, Obstveredelung, Gemüsebau fallen meist in das Arbeitsgebiet der Landfrau, und besonders unterstehen ihr Verpackung und Marktfertigmachen der Erzeugnisse. Heute laufen alle Einzelbestrebungen zur Landwirtschaftsförderung im Reichsnährstand zusammen.

Warum ist es nun unbedingt erforderlich, den deutschen landwirtschaftlichen Erzeugnissen den Vorzug vor ausländischen zu geben? Die Erfahrung des Krieges und die Gefahr der Boykottierung machen es klar ersichtlich, daß die Existenz eines Staates nur gewährleistet ist durch die Möglichkeit, sich aus eigener Scholle zu ernähren. Eine starke Landwirtschaft ist außerdem eine gute Abnehmerin industrieller Produkte und bürgt für ein Gleichgewicht der wirtschaftlichen Kräfte, während eine Verkümmerung der Landwirtschaft bei übersteigerter Industrialisierung immer Krisengefahr bedeutet. Da in den Nachkriegsjahren mehr oder minder alle Staaten zu größerer Selbstversorgung geschritten

und die Absatzmöglichkeiten auf dem Weltmarkt stark geschrumpft waren, war es nur eine notwendige Entwicklung, daß auch Deutschland sich von seiner Einstellung auf Exportindustrie zurückfinden mußte zu einem überwiegend in sich beruhenden, innerdeutschen Wirtschaftskreislauf. Es brauchte deshalb eine kräftige Landwirtschaft als Erzeuger der Lebensmittel und Rohstoffe ebenso wie als Abnehmer seiner Industrieprodukte. Dieser entwicklungsgemäßen Notwendigkeit trägt die Hausfrau Rechnung, indem sie beim Einkauf dem deutschen Erzeugnis den unbedingten Vorzug gibt.

Man könnte nun fragen, warum denn nicht eine völlige Absperrung gegen Einfuhr fremder landwirtschaftlicher Erzeugnisse vorgenommen wird. Die Hausfrau muß soviel politisches Verständnis haben, um einzusehen, daß solche Maßnahmen nicht möglich sind. Deutschland ist nicht in der günstigen Lage, alle Rohstoffe im eigenen Lande zu besitzen, die es benötigt. Wenn wir uns auch dank unserer Erfindungen und technischen Fortschritte nach und nach auf verschiedenen Gebieten vom Ausland freigemacht haben, so bleiben wir doch in manchen Dingen auf die Einfuhr angewiesen. Zu erwähnen sind hier die Erzeugnisse, die unser Boden uns überhaupt nicht oder nicht in genügender Menge gibt, wie Baumwolle und Gummi, oder Wolle, Kupfer, Zink, Mineralöle und noch einige andere. Deutschland ist also auf den Handelsverkehr mit den anderen Ländern angewiesen. Zur Bezahlung der benötigten Rohstoffe brauchen wir Devisen, die wir wiederum nur gegen Ausfuhr eigener Waren hereinbekommen können. Die ausländischen Staaten sind jedoch keineswegs geneigt, uns Waren abzunehmen, wenn wir nicht gleichzeitig von ihnen Waren kaufen. Da nun oft gerade die Staaten, die uns Maschinen und andere Industrieprodukte abnehmen, vorwiegend Agrarländer sind, so sind wir gezwungen, auch Lebensmitteleinfuhr von ihnen zu dulden. Das ist der Grund, weshalb die Hausfrau immer wieder ausländische Erzeugnisse auf dem Markt antreffen wird. Jedoch darf sie sich dadurch in ihrem eisernen Grundsatz nie und nimmer beirren lassen, dem deutschen Erzeugnis den Vorzug zu geben. Sie wird immer daran denken müssen, daß der deutsche Volksgenosse ihr näher steht als alles andere, und daß das deutsche Bauerntum nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in politischer, volksgesundheitlicher und biologischer Hinsicht das Rückgrat unseres Volkskörpers ist. Kein Erzeugnis deutscher Erde und deutschen Bauernfleißes darf verderben oder umkommen, und das fremde Erzeugnis darf erst gewählt werden, wenn der Markt kein gleichwertiges deutsches mehr aufzuweisen hat. Dabei ist natürlich zu berücksichtigen, welche

Art deutscher Erzeugnisse zu der betreffenden Jahreszeit gerade vorrätig sein kann. Deutschen Blumenkohl und Tomaten im Februar oder deutsche Weintrauben im Juni werden wir auf dem Markt nicht finden können. Damit ist jedoch der Kauf fremdländischer Früchte und Gemüse noch nicht gerechtfertigt. Vielmehr sind die Erzeugnisse deutschen Bodens zu kaufen, die teils frisch, teils überwintert oder auch konserviert an Nährgehalt und Preiswürdigkeit den ausländischen gleichwertig sind. Es war sicher weniger Eigenwilligkeit als Unüberlegtheit, Mangel an Nachdenken, daß unsere Hausfrauen sich gewöhnt hatten, möglichst zu jeder Jahreszeit alles haben zu wollen, und es gehört nur ein klein wenig Umsicht, ein klein wenig Nachdenken und wohl auch der Wille, etwas hinzuzulernen, dazu, um sich von den ausländischen Erzeugnissen unabhängig zu machen. So ist es z. B. nicht mehr zutreffend, wenn behauptet wird, daß Konserven nicht die notwendigen Nährwerte besitzen. Selbst die Vitamine bleiben — wie die moderne Ernährungswissenschaft festgestellt hat — bei der Konservierung erhalten. Bevor also die deutsche Hausfrau zur Südfrucht greift, mag sie überlegen, daß sie dieses Geld dem deutschen Bauern bzw. dem deutschen Arbeiter in der Konservenfabrik entzieht. Es muß außerdem von ihr verlangt werden, daß sie sich — um bei diesem Beispiel zu bleiben — über die geringe Preiswürdigkeit der Südfrucht unterrichtet; ist doch etwa bei der Banane der Nährwert im Verhältnis zum Preise ein viel geringerer wie beim Apfel.

Nicht allein beim Lebensmitteleinkauf bekennt sich die Hausfrau zum deutschen Erzeugnis. Sie weiß, daß auch bei Industrieerzeugnissen jeder Pfennig, der ins Ausland geht, der deutschen Wirtschaft entzogen wird und Arbeitslosigkeit bedeutet. Manchmal wird der Kauf ausländischer Ware nicht zu vermeiden sein. So werden trotz aller Bemühungen um Vermehrung der Schafzucht noch Jahre darüber hingehen, bis wir uns von der Wolleinfuhr unabhängig machen können. Die deutsche Frau wird sich aus diesem Wissen heraus für alle neuartigen Stoffe interessieren, die von der deutschen Textilindustrie hergestellt werden und einen großzügigen Versuch darstellen, uns nach und nach von ausländischen Stoffen unabhängig zu machen. Sie wird, der Notwendigkeit der Stunde entsprechend, alte Vorurteile beiseite schieben und in ihren Augen werden z. B. Kunstseidenstoffe als Ergebnis deutschen Erfindergeistes, deutscher Wissenschaft und Technik einen höheren Wert haben als mit wirtschaftlicher Schädigung erkaufte echte Seide aus dem Ausland. Sie ist sich außerdem bewußt, daß der wirtschaftliche Boykott, den das Ausland gleichsam als ein neues Kampfmittel gegen uns anwendet, uns zu einer äußerst sparsamen Devisenwirtschaft

zwingt, die sie nicht durch ungerechtfertigte Ansprüche erschweren darf. Dem Vernichtungswillen der Gegner gilt es die ganze geschlossene Kraft des deutschen Volkes entgegenzustellen, auch auf wirtschaftlichem Gebiet.

In vielerlei Hinsicht noch wird die Hausfrau die deutsche Wirtschaftslage berücksichtigen müssen. Worauf es ankommt, ist, daß sie bei ihren Einkäufen nationales Verantwortungsgefühl und politisches Verständnis an den Tag legt.

Neben der großen politischen Notwendigkeit der Gesundung unserer Volkswirtschaft gibt es nun noch andere innerpolitische und sozialpolitische Bestrebungen, die durch die Frauen wirksam unterstützt werden können. Da ist zunächst einmal die Forderung der Erhaltung und Stärkung eines gesunden Mittelstandes, der Steigerung der Zahl der selbständigen Kaufleute und Handwerker. Natürlich ist es nicht möglich, eine jahrzehntelange Fehlentwicklung zu Groß- und Riesenbetrieben plötzlich abzubrechen, zumal es gegenwärtig nicht angeht, durch Schließung von Warenhäusern und Einheitsläden die Zahl arbeitsloser Angestellter zu vermehren. Aber von der Hausfrau kann verlangt werden, daß sie bei ihren Einkäufen überlegt, ob sie denselben Gegenstand beim Einzelhändler nicht ebenso preiswürdig wie im Warenhaus bekommt, daß sie der gediegenen, handgearbeiteten Ware den Vorzug vor der Massenware gibt.

Dabei ist es übrigens von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß die Hausfrauen sich zu einer gewissen Regelmäßigkeit des Einkaufs und zu einer größeren Treue zu dem als zuverlässig befundenen Händler und Handwerker erziehen. Einmal ist dadurch eine gewisse Gleichmäßigkeit, Stetigkeit und Planmäßigkeit des Wirtschaftsbetriebes gewährleistet. Dann aber kann sich der Händler oder Handwerker auch viel besser auf die besonderen Wünsche der einzelnen Hausfrau einstellen und eine größere Liebenswürdigkeit und größeres Entgegenkommen seitens des Verkäufers wird die Folge sein. Auch auf dem Gebiet der Wirtschaft will die Volksgemeinschaft gelebt werden und es darf keine Front zwischen Käufer und Verkäufer bestehen. An Stelle eines Spannungsverhältnisses bedarf es einer Zusammenarbeit, die von günstigsten volkswirtschaftlichen wie auch privatwirtschaftlichen Folgen sein wird.

Eine besondere Vorliebe wird die Frau immer für die Erzeugnisse deutscher Heimindustrie haben, seien es erzgebirgische Spitzen, schlesische Glaswaren, thüringisches Holzspielzeug oder die vielen anderen Dinge, mit deren Herstellung arme deutsche Gebirgsbewohner sich einen Nebenverdienst schaffen. Man hilft damit nicht nur notleidenden deutschen

Menschen, sondern man trägt gleichzeitig dazu bei, alte Volkskunst als wertvolles deutsches Kulturgut zu schützen und zu erhalten.

2. Verbrauch im engeren Sinne.

Die volkswirtschaftliche Verantwortlichkeit der Frau ist mit der Tätigkeit als Käuferin nicht erschöpft. Es kommt sehr viel darauf an, in welcher Weise sie die Güter, die sie in ihren Haushalt hereinholt, nun verwertet und verbraucht. In Zeiten des Wohlstandes schenkte man dieser Tätigkeit des Verbrauchs weniger Beachtung. Ja, es ist geradezu unverständlich, wie wenig Wert man auf positive Kenntnisse in der Haushaltführung legte. Während man vom letzten Arbeiter eine gewisse Vorbildung oder wenigstens ein Anlernen verlangte, hielt man eine gründliche, den Ergebnissen moderner Ernährungs- und Haushaltlehre entsprechende Ausbildung der Mädchen für ihren künftigen Hausfrauenberuf allgemein nicht für erforderlich. In Zeiten der Not aber erkennt man, wie wichtig gerade auch ein sparsamer, sachgemäßer Verbrauch ist. Welch große Rolle spielt in der Wirtschaft die Industrie der Abfallprodukte! Der Verbrauch im Haushalt ist ein Gebiet, auf dem noch manches an praktischer Ausnutzung, Resteverwendung und Auswertung wird entdeckt werden müssen. In mancher Hinsicht verstanden sich unsere Großeltern besser wie wir auf sparsames Ausnutzen der Dinge. Sie hatten noch mehr Achtung vor dem Wert, der in den einzelnen Waren steckte, was ja ohne weiteres bei der viel weitgehenderen handwerklichen Herstellungsweise in damaliger Zeit erklärlich ist. Unsere Zeit aber lehrt auch uns wieder, in jeder Ware das Erzeugnis unserer Heimaterde und die Arbeit unserer Volksgenossen zu ehren. Ist es doch letztlich der Segen Gottes, dem wir unser täglich Brot verdanken. Und wer nur so recht innerlich mit seinem Heimatlande verbunden ist, der fühlt eine Dankbarkeit für alles, was wir als deutsches Volk auf diesem kleinen uns von der geschichtlichen Vorsehung bestimmten Stückchen Erde an Schätzen fördern und hervorbringen können. Die deutsche Hausfrau weiß, daß kein Brotkrumen umkommen und kein Flicken Stoff unverwertet bleiben darf.

3. Hilfskräfte und Nachwuchs.

Alle Kräfte der deutschen Volkswirtschaft sind gegenwärtig am Werke, um die Arbeitslosigkeit zu überwinden. Es ist selbstverständlich, daß auch die deutschen Haushalte zur Mithilfe herangezogen werden. Die deutsche Hausfrau kann ihr wirtschaftliches Verantwortungsgefühl darin beweisen, daß sie sich der schulentlassenen Mädchen annimmt, damit diese nicht der Verwahrlosung infolge Sinnlosigkeit ihres jungen Daseins verfallen. Der Frauenarbeitsdienst kann vorläufig nicht jedes

junge Mädchen erfassen. Man hat deshalb die Einrichtung eines weiblichen Anlernjahres im Haushalt getroffen. Aber auch die stundenweise oder aushilfsweise Aufnahme von Hilfskräften gibt Arbeit und Brot. Die Regierung hat für eine umfangreichere Aufnahme von Hausangestellten Erleichterungen geschaffen durch Streichung der Arbeitslosenabgaben, sowie durch Senkung der Beiträge zur Invalidenversicherung und durch Ermäßigung der Einkommensteuer.

Diese Mitwirkung der Frau bei der Arbeitsbeschaffung ist jedoch nur eine Seite ihrer Verantwortlichkeit gegenüber dem Nachwuchs und den Hilfskräften des Haushalts. Mehr und mehr ist die Erkenntnis gewachsen, wie wichtig es ist, den jungen Mädchen Verständnis und Liebe für diesen Beruf der Hauswirtschaft anzuerziehen, sie vorzubilden für ihre spätere eigene Haushaltführung. In demselben Maße, in dem die Wertschätzung des Familienlebens und des Mutterberufs wächst, und in dem die leistungsmäßige Bedeutung des Hausfrauenberufs gegenüber anderen Frauenberufen Anerkennung findet, wird auch die Verpflichtung der Hausfrau gegenüber der Heranbildung eines geschulten und verantwortungsbewußten Nachwuchses steigen. Die Hausfrau wird in der Hilfskraft, sei es nun eine Hausangestellte, eine sog. Haustochter oder ein Haushaltlehrling, mehr als bisher die Mitarbeiterin sehen müssen, sie wird durch Vorbild und Führung eine Erziehungsarbeit zu leisten haben, wie sie ähnlich auch an den eigenen Kindern geleistet wird. Es ist eine Art Standesbewußtsein, das gleicherweise in der Hausfrau wie in der hauswirtschaftlichen Hilfskraft vorhanden sein muß, und das im besten Sinn geeignet ist, alle sozialen Spannungen zu beseitigen.

Eng ist hier die wirtschaftliche mit der sozialen Volksgemeinschaft verknüpft, und in ihrer sozialen Verantwortlichkeit wächst die Frau über den Rahmen ihrer volkswirtschaftlichen Verantwortlichkeit hinaus. Denn das eine darf nie vergessen werden: über allem Wirtschaften steht der Mensch mit seinem Hunger der Seele. So gut auch der Wirtschaftsapparat funktionieren muß und so selbstverständlich ein geordneter Haushalt die Vorbedingung für ein harmonisches Familienleben ist, die Leistung der Frau in ihrem Volk ist mit diesen wirtschaftlichen Aufgaben nicht erschöpft. Sie bilden nur einen kleinen Ausschnitt in ihrem unendlichen Schaffensfeld. Mädchenschulung und Mütterschulung berücksichtigen heute die volkswirtschaftliche Vorbildung der Frau. Sie muß diese Dinge beherrschen können, um darüber hinaus ihre Persönlichkeit zu entfalten für alle Anforderungen, die von Mann und Kind und Volk von jeher und immer an die tiefe und ausdauernde Seelenkraft echten Frauentums gestellt werden.

Die Bauersfrau als Berufstätige in der Landwirtschaft.

Von Dr. Aenne Sprengel, Landwirtschaftsrätin, Stettin.

Wer sich einmal mit den letzten Volks-, Berufs- und Betriebszählungen befaßt hat, dem fällt immer wieder der Unterschied zwischen den Zahlen über die hauptberuflich erwerbstätigen Frauen in der Landwirtschaft bei den Zählungen von 1897 und 1905 auf, die in dieser Zeitspanne anscheinend von $2^1/_4$ auf $4^1/_3$ Millionen angewachsen sind.

Der Grund hierzu liegt vorwiegend in einer neuen Bewertung der Frauenarbeit in der Landwirtschaft: Die vorher als nebenberuflich erwerbstätig gezählten Ehefrauen der Bauern und Landwirte werden nun auf einmal hauptberuflich gewertet, weil man sich klar darüber geworden ist, daß die Arbeit der Land- und Bauernfrau vollwertig neben der des Mannes steht, und daß man ihrer Bedeutung für den Gesamtbetrieb bei der bisherigen Auffassung keineswegs gerecht geworden ist.

Diese Erkenntnis hat sich während des Krieges und nach dem Kriege immer weiter herausgebildet. Sie ist vor allem im letzten Jahr durch die Auffassung, die der nationalsozialistische Staat von der Aufgabe und der Bedeutung der bäuerlichen Wirtschaft hat, wesentlich vertieft worden.

Worin liegt diese Besonderheit der berufstätigen Frau in der Landwirtschaft? Aus dem oben Gesagten geht schon hervor, daß es sich in der Landwirtschaft für die Frau um eine Berufstätigkeit eigener Prägung handelt. Der Grund hierzu ist darin zu suchen, daß die Landwirtschaft sich fast ausschließlich auf Familienbetriebe gründet. Damit finden Umfang und Stärke und Eigenart der landwirtschaftlichen Frauenarbeit ihre Erklärung.

Diese Zusammenhänge sind leider in weiten Kreisen unseres Volkes, vor allem auch bei der Masse der Stadtfrauen, noch viel zu wenig bekannt. Sie müssen darum einmal näher beleuchtet werden, indem die Unterschiede zwischen der Frauenarbeit in der Landwirtschaft und auf anderen Wirtschaftsgebieten klar hervorgehoben werden.

Wenn man die Summe aller in Deutschland haupt- und nebenberuflich geleisteten Frauenarbeit gleich Hundert setzt, so entfallen davon

auf Land- und Forstwirtschaft	48,6%
„ Industrie und Handwerk	22,7%

auf Handel und Verkehr	12,9%
„ Verwaltung und freie Berufe	2,4%
„ Gesundheitswesen	2,3%
„ häusliche Dienste	11,1%

In der Landwirtschaft wird also fast die gleiche Menge an Frauenarbeit geleistet wie auf allen anderen Wirtschaftsabteilungen zusammen. So arbeiten denn auch in der deutschen Landwirtschaft 7189000 Frauen, das sind 41000 mehr als männliche Berufstätige. Wie kein anderer Wirtschaftszweig beruht die Landwirtschaft — man kann wohl sagen — seit Jahrtausenden auf der Zusammenarbeit beider Geschlechter.

Interessant ist fernerhin, daß diese Zusammenarbeit sich durch alle Altersstufen fast gleichmäßig hindurchzieht, was in den übrigen Wirtschaftszweigen nicht der Fall ist.

Altersgruppe:	Männer:	Frauen:
unter 25 Jahren	34,5%	34,4%
25—50 Jahre	38,0%	43,2%
über 50 Jahre	27,5%	22,4%

Die deutsche Landwirtschaft ist also nicht ein in der Hauptsache männlicher Beruf wie die deutsche Industrie, sondern ein Wirtschaftszweig, der sich gleichmäßig auf Frauen- und Männerarbeit aufbaut.

Für die Beantwortung unserer Frage ist aber nicht nur die Altersverteilung wichtig, sondern auch die Arbeitsleistung der Frau in den einzelnen Betriebsgrößen, aus der ohne weiteres klar wird, daß tatsächlich die „Bauersfrau als Berufstätige" im Vordergrund steht.

Betriebsgröße:	Gesamtzahl der Arbeitskräfte:	davon weiblich:	%
½—2 ha	2382000	1329000	55,8
2—5 ha	2761000	1459000	52,9
5—20 ha	4242000	2121000	50,0
20—100 ha	1682000	758000	45,1
über 100 ha	1050000	376000	35,9

Die bäuerlichen Betriebe von 2—50 ha machen ²/₃ der gesamten landwirtschaftlich genutzten Fläche in Deutschland aus. Von ihrer Leistungsfähigkeit wird also die deutsche Landwirtschaft entscheidend beeinflußt. Damit wird ohne weiteres klar, welche bedeutsame Stellung die Bauernfrau als Berufstätige in der Landwirtschaft rein zahlenmäßig einnimmt.

Es wurde eingangs aber neben dem Umfang und der Stärke der Frauenarbeit in der Landwirtschaft auch auf ihre besondere Eigenart hingewiesen, die auf die Struktur des bäuerlichen Betriebes als Familienbetrieb zurückzuführen ist. Der Zusammenhang zwischen landwirtschaftlicher Frauenarbeit und „Familienhaftigkeit“ geht aus folgenden Zahlen hervor.

Im Jahre 1925 waren von 100 in der Landwirtschaft beschäftigten Personen

Betriebsleiter	25%
Familienangehörige	52%
fremde Arbeitskräfte	23%

Wir müssen also im Durchschnitt mit 77% Familienangehörigen (Betriebsleiter und Familienangehörige) rechnen.

Von den ständig mitarbeitenden Familienmitgliedern sind in den einzelnen

Betriebsgrößen:	weiblich:
½—2 ha	81,9%
2—5 ha	75,1%
5—20 ha	66,3%
20—50 ha	61,3%
50—100 ha	61,6%
100 ha und mehr	57,9%

Es überwiegen also im klein- und mittelbäuerlichen Betrieb die weiblichen Familienarbeitskräfte bei weitem, und unter ihnen stehen wiederum die Ehefrauen an der Spitze (bei 1,9 Millionen landwirtschaftlichen Betriebsleitern im Hauptberuf verbleiben nur 235000 Frauen ohne Hauptberuf.) Schließlich arbeiten auch mehr Ehefrauen als Töchter, aber immer noch mehr Töchter als Söhne in diesen Betrieben.

Wenn eingangs gesagt worden ist, daß die Zunahme der hauptberuflich erwerbstätigen Frauen in der Landwirtschaft in erster Linie auf eine andere und neue Wertung der Frauenarbeit vorwiegend im bäuerlichen Betrieb zurückzuführen sei, so ist damit das Problem insofern nicht ganz gelöst, als die Zunahme der hauptberuflich erwerbstätigen Frauen sich nicht ganz mit der Abnahme der nebenberuflich erwerbstätigen Frauen in der Landwirtschaft deckt, vielmehr steht in der Zeit von 1907—1925 dem Anwachsen um 830000 hauptberuflich tätige Familienmitglieder nur ein Absinken von 350000 nebenberuflich tätigen Familienmitgliedern gegenüber. Man muß also zu dem Schluß kommen, daß es sich im letzten Grunde um eine Strukturwandlung handelt,

d. h. um eine stärkere Verlagerung der Arbeit in der Landwirtschaft auf die Schultern der Frau, eine Erscheinung, die sich schließlich noch ausdrückt in einer vermehrten weiblichen Kinderarbeit. 1907 arbeiteten ständig 50613 Mädchen unter 14 Jahren in der Landwirtschaft, 1925 dagegen 102944.

Wir kommen also zwangsläufig zu dem Ergebnis, daß die Arbeit der Bäuerin und Jungbäuerin, rein quantitativ gesehen, ausschlaggebend für die deutsche Landwirtschaft ist.

Doch damit ist das Problem noch nicht völlig gelöst, denn neben die Frage nach dem Umfang und der Eigenart der Frauenarbeit in der Landwirtschaft tritt nunmehr die Frage nach dem Inhalt ihrer Arbeit. Es ist allgemein bekannt, daß die deutsche Landwirtschaft für die Sicherstellung der Ernährungsgrundlage des gesamten Volkes zu sorgen hat. Da, wie bereits erwähnt wurde, die bäuerlichen Betriebe $^2/_3$ der gesamten landwirtschaftlich genutzten Fläche in Deutschland ausmachen, tragen diese auch die Hauptverantwortung für die Erfüllung dieser Aufgabe.

So sind es denn auch vorwiegend die Erzeugnisse der bäuerlichen Wirtschaft, die im Rahmen der gesamten landwirtschaftlichen Produktion die größten Werte darstellen. Das mag durch nachfolgende Beispiele näher beleuchtet werden.

	RM.
Der Wert der deutschen Fetterzeugung beträgt . . .	2130000000
demgegenüber beträgt der Wert der Kohlenindustrie . .	1479000000
der Stahlindustrie	714000000
der Autoindustrie	296000000
(Zahlen von der Ausstellung bei der „Grünen Woche" in Berlin, Jan. 1934.)	
Der Wert der deutschen Milcherzeugung beträgt . .	2479000000
demgegenüber beträgt der Wert der jährlichen Industrieproduktion:	
Bergbau	3400000000
Maschinen und Fahrzeuge	2800000000
Industrie und Steine	1600000000
(Konjunkturstatistisches Handbuch 1933.)	

Absichtlich sind diese beiden landwirtschaftlichen Produktionen herausgegriffen worden, einmal, weil ihr Schwergewicht im bäuerlichen Betrieb liegt, und zum anderen, weil hier eine besonders starke Mitarbeit der Frau in Frage kommt, und zwar im Blick auf die Milchproduktion auf dem Gebiet der Kälberaufzucht und des Melkens, also ganz

allgemein der Milchgewinnung, auf dem Gebiet der Fetterzeugung auf die Ferkelaufzucht und Schweinefütterung. Die Bauernfrau verbringt durchschnittlich 20—31% ihres langen Arbeitstages im Stall. Auf die Melkarbeit entfallen hiervon allein durchschnittlich 10%, auf Ferkelaufzucht und Schweinefütterung 7—10% (Ergebnisse der bäuerlichen Betriebsforschung durch die Landesbauernschaft Pommern). Auch die Mitarbeit der Frau in der Außenwirtschaft muß in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Durch die bäuerliche Betriebsforschung in Pommern ist in einer Reihe von Betrieben eine Arbeitsleistung der Frau in der Außenwirtschaft, die zwischen 17—30% schwankt, festgestellt worden. Ähnliche Angaben liegen vor in den bekannten Untersuchungen von Prof. Münzinger, Hohenheim, über den Arbeitsertrag der bäuerlichen Familienwirtschaft in Württemberg. In der Mehrzahl der von ihm untersuchten Betriebe entfallen von der Arbeit der Bäuerin auf die Feldarbeit 12—25%.

Gerade in den letzten Jahren hat man die Bedeutung der bäuerlichen und damit Siedlerwirtschaft für die Versorgung der Bevölkerung mit Getreide infolge ihrer Mehrverkaufsleistung im Vergleich zu den Großbetrieben (s. Prof. Lang „Produktivität und Rentabilität der ländlichen Siedlung") erkannt. Damit rückt die volkswirtschaftliche Leistung der Bauernfrau in helles Licht. Sie wird noch verstärkt durch ihre Betätigung in den sogenannten hauswirtschaftlichen Nebenbetrieben, also Geflügelhaltung und Gartenbau, zwei Betriebszweige, die in ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung häufig viel zu wenig erkannt werden. Wie wichtig aber die Arbeit der Bauernfrau beispielsweise für die deutsche Geflügelwirtschaft ist, geht aus nachstehenden Erwägungen, die in den „Richtlinien für Vorträge über landwirtschaftliche Geflügelhaltung der Landesbauernschaft Pommern" enthalten sind, hervor. Es heißt darin:

„Die Ernährung des deutschen Volkes aus eigenen Erzeugnissen zu sichern, ist immer mehr das Hochziel des deutschen Nährstandes geworden. Die Größe der Aufgaben auf den Gebieten, wo dieses Ziel bereits erreicht ist, wird beispielsweise ersichtlich aus folgenden Werten:

Die deutsche Roggenernte hat einen Wert von etwa	1000 Millionen RM.
die deutsche Weizenernte hat einen Wert von etwa	600 " "
die deutsche Zuckerrübenernte hat einen Wert von etwa	300 " "

Wie steht es demgegenüber mit den Geflügelerzeugnissen?

Deutschland verbraucht jährlich

an Eier für	850 Millionen RM.
an Geflügelfleisch für	550 „ „
an Federn für	50 „ „
	1450 Millionen RM.

Die deutsche Geflügelwirtschaft erzeugt jährlich

an Eiern für.	600 Millionen RM.	
an Geflügelfleisch für . .	490 „ „	
an Federn für	15 „ „	1105 Millionen RM.

Mithin werden Geflügelerzeugnisse eingeführt im Werte von	345 Millionen RM.

Täglich gehen fast 1 Million RM. für Geflügelerzeugnisse ins Ausland. Den Hauptanteil an der Einfuhr mit 250 Millionen RM. haben die Eier. Wir müssen also unsere Eierproduktion erhöhen, insbesondere im Winter, denn in der Winterzeit erzeugen wir nur den 5. Teil dessen, was die deutsche Bevölkerung braucht. Die Geflügelwirtschaft verbraucht jährlich zu Futterzwecken 52 Millionen Ztr. Getreide und außerdem beträchtliche Mengen an Milch und Kartoffeln, alles zusammen im Werte von ca. 450 Millionen RM.

80% der 62 Millionen Hennen in Deutschland befinden sich in bäuerlichen Haltungen und legen im Durchschnitt 90—100 Eier im Jahr. Wollen wir die Eiereinfuhr ausschalten, so müssen wir die Durchschnittsleistung auf etwa 150 Eier pro Henne und Jahr steigern, davon 50 Wintereier (Oktober bis Februar). Dann bleibt das Geld in Deutschland und vollzieht seinen Umlauf in der deutschen Landwirtschaft. Überdies ist jeder Bauer im nationalsozialistischen Staat verpflichtet, an der Versorgung Deutschlands mit eigenen Geflügelerzeugnissen durch wirtschaftliche Ausgestaltung seiner Geflügelhaltung, in erster Linie durch Mehrerzeugung von Wintereiern, mitzuhelfen."

Da, wie oben erwähnt wurde, die Geflügelhaltung in der bäuerlichen Wirtschaft als hauswirtschaftlicher Nebenbetrieb zu werten ist, stehen wir bereits vor der Frage, welche Aufgabe die Bauernfrau als Leiterin ihrer Hauswirtschaft zu leisten hat. Diese Frage kann nicht ernst genug genommen werden, da der bäuerliche Betrieb eine Einheit von Landwirtschaft und Hauswirtschaft darstellt und von einer sinngemäßen Führung der Hauswirtschaft das Wohlergehen des Gesamtbetriebes wesentlich abhängt, fließen doch rd. 50% der Einnahmen des bäuerlichen Betriebes wiederum in die Hauswirtschaft. Wie diese Werte verbraucht

werden, ist keineswegs gleichgültig; es ist auch keineswegs nebensächlich, ob die Bauernfrau es versteht, sich in der Führung ihrer Hauswirtschaft den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen anzupassen, ob sie diejenigen Produkte, die nicht abgesetzt werden können, richtig zu verwerten versteht, ob sie eine vernünftige Vorratsbildung treibt, und ob sie letztlich — und das ist der springende Punkt — in der Lage ist, ihre Hauswirtschaft so zu führen, daß sie dem Betrieb gesunde Arbeitskräfte zur Verfügung stellt.

Wir müssen immer wieder daran denken, daß die Hauswirtschaft ja nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern die Voraussetzung und Grundlage für eine gesunde Familie bildet. Durch die Bestimmungen des Reichserbhofgesetzes gewinnt die Arbeit der Bauernfrau als Leiterin der bäuerlichen Hauswirtschaft insofern noch eine ganz besondere Bedeutung, als in diesem Gesetz bestimmt wird, daß diejenigen Kinder des Bauern, die den Hof nicht erhalten, bis zu ihrer Volljährigkeit aus Mitteln des Hofes erzogen und unterhalten werden müssen, und daß sie, soweit die Mittel des Hofes es gestatten, zu Lasten des Hofes eine standesgemäße Berufsausbildung und ferner eine Ausstattung zur Begründung einer eigenen Existenz oder einer Ehe erhalten müssen. Jedem ehrbaren Bauern und jeder ehrbaren Bäuerin wird und muß aber daran liegen, diejenigen Kinder, die den Hof nicht erben, so gut und so gründlich auszubilden und zu versorgen, wie es nur eben in ihren Kräften steht. Damit gewinnt die Arbeit der Bauernfrau als Leiterin der Hauswirtschaft eine volkswirtschaftliche, ja sogar nationalpolitische Bedeutung.

Übersieht man noch einmal, was bisher über Umfang und Eigenart der Frauenarbeit im bäuerlichen Betrieb gesagt worden ist, so kommt man zu der Einsicht, daß es „im menschlichen Erwerbsleben wohl keinen zweiten Fall so enger Lebens- und Erwerbsgemeinschaft gibt, wie sie im bäuerlichen Eheleben zu finden ist. Beide Träger der Produktion sind einander absolut unentbehrlich. Die Arbeitsteilung, durch jahrhundertelange Gewohnheit durchgeführt, geht in der Weise vor sich, daß dem Manne mehr der Außenbetrieb, der Frau die Innenwirtschaft: Haus, Hof und Stall, zugewiesen ist. Eine genaue Abgrenzung der Tätigkeit ist nicht vorhanden". Im allgemeinen ist aber die Zusammenarbeit von Mann und Frau physiologisch, naturmäßig, bedingt. Immer wird das Schwergewicht der Frauenarbeit auf der hegenden und pflegenden Seite liegen, während dem Manne die schwerere körperliche Arbeit zufällt. Wenn heute eine Arbeitsteilung nach spezifischer Männer- und Frauenarbeit durchaus nicht immer durchführbar ist, so liegt das an der immer noch schwierigen wirtschaftlichen Lage der Landwirtschaft,



Gleichklang

Gemälde von A. Bernert
Wald-Bad Oppelsdorf i. Sa.

die es nicht ermöglicht, der Frau im bäuerlichen Betrieb eine ausreichende Zahl von Hilfskräften zur Verfügung zu stellen, durch deren Mitarbeit sie für ihre mütterlichen und erziehlichen Aufgaben frei wird.

Die städtische Frau muß sich also klar darüber sein, daß alle die Dinge, die sie als den Gesamtinhalt ihres städtischen Haushaltes bezeichnen kann, von der Landfrau gewissermaßen nebenher mitbewältigt werden müssen, weil diese nicht allein ihr eigenes umfassendes Arbeitsgebiet der ländlichen Hauswirtschaft als Pflegestätte der Familie zu versorgen hat, sondern darüber hinaus die Arbeitsspitze im Außenbetrieb abbrechen muß. Diese Dinge muß sich die städtische Hausfrau immer vor Augen halten, wenn sie die abgearbeitete, frühzeitig ermüdete und für manche Dinge gleichgültige Frau des Landes trifft.

Bei der Bauernfrau — und das muß die Stadtfrau wissen — sind Arbeitstage von 18—19 Stunden keine Seltenheit. Derartige Arbeitszeiten werden übereinstimmend in Nord- und Süd-, Ost- und Westdeutschland festgestellt. Sämtliche Untersuchungen, die bisher über die Arbeit der Bäuerin gemacht worden sind, gipfeln denn auch stets in der Erkenntnis, daß „die Bäuerin der am meisten abgehetzte Teil der bäuerlichen Familie ist" (Münzinger) und daß „die dreifache Inanspruchnahme durch Familie, Haushalt und Wirtschaft die Bäuerin zur stärkstbelasteten Arbeitskraft des Betriebes macht" (Dr. Fritz Klare). Die Arbeitszeit der pommerschen Bauernfrau liegt durchschnittlich 11% höher als die des Mannes. Münzinger errechnet für Süddeutschland für die Bäuerin ein Höchstmaß an Arbeitszeit von 4396 Stunden = 15 Stunden täglich, für den Bauern 3961 Stunden = 13 Stunden täglich. In einer anderen Untersuchung von Dr. Klare, die sich über sämtliche preußische Provinzen erstreckt, werden Jahresstundenleistungen der Bauernfrau von über 4000 Stunden errechnet.

Man muß einmal erlebt haben, was es für die Land- und Bauernfrau bedeutet, wenn sie an Landfrauentagen oder Freizeiten oder anderen Veranstaltungen, die sie für kurze Zeit aus der Arbeit des Alltags herausheben, teilnehmen kann, um die Mühsal und die schwere Last ihres täglichen Daseins ganz ermessen zu können.

Und nun wird vom deutschen Bauerntum nicht mehr und nicht weniger gefordert, als daß es Kraftquelle für das gesamte deutsche Volk sein soll. Ob es diese Aufgabe für die gesamte Nation erfüllen kann, hängt ganz wesentlich von der inneren und äußeren Leistungsfähigkeit der Bauernfrau ab. Darum beansprucht „die Frauenfrage auf dem Lande" das Interesse der gesamten deutschen Frauenwelt in dieser Zeit mehr denn je.

Die bäuerliche Frau in ihrer kulturellen Aufgabe.

Von Anne Marie Köppen.

Kein Wort ist wohl in den letzten Jahren so viel im Munde aller gewesen, als das Wort „Kultur". Dabei unterliegt die Bestimmung dieses Begriffes den unterschiedlichsten Wandlungen, je nach der Vorstellung, die der einzelne von der Kultur überhaupt hat.

Besonders oft und viel spricht man von der Kultur im Zusammenhang mit Rasse und Bauerntum. Die bäuerliche Kultur in Vergangenheit und Zukunft ist eins der meistbesprochensten Themen geworden. Und es ist grade die Frau, der all diese Fragen in der Seele brennen und die hier, bewußt und unbewußt ihre Aufgabe sieht, und die nichts sehnlicher wünscht, als hierfür arbeiten zu dürfen.

Wollen wir aber den Dingen auf den Grund gehen, so müssen wir uns erst einmal von dem Worte „Kultur" trennen, weil es leider zu viel zerredet worden ist, als daß es noch klar genug das Wesen unsrer völkisch-nationalen, geistigen Aufgaben umreißen könnte.

Der Reichsbauernführer hat das Wort „Kultur" aufgelöst in Brauchtum, Sitte und Gesittung. Und hier haben wir mit einemmal ein klares Bild vor uns, aus dem uns das vielgestaltige, buntfarbige Leben unsres Volkes rein und unverfälscht entgegensieht.

Alle drei, Brauchtum, Sitte und Gesittung wurzeln in dem heiligsten Erbe, das uns übergeben wurde, in unsrem rassischen Erbgut, im Blute. Das Blut, die Rasse bestimmt unser Wesen, unsre körperliche und geistige Haltung und darum auch all unsre Lebensäußerungen.

Seine gesamte völkische Gesittung, seine Sitten und Bräuche muß oder sollte jedes Volk sich selbst nach den Gesetzen seiner eignen Art gestalten. Es ist immer eine Verfallserscheinung, wenn ein Volk die Lebensäußerungen andrer, artfremder Menschengruppen annimmt und dann noch meint, es habe damit eine besonders hohe Stufe der „Kultur" erklommen. Dieses Volk beweist dadurch, daß es seine eignen, inneren Gesetze, die ihm von seinem Blute diktiert wurden, nicht mehr kennt und versteht. Es beweist, daß es — um hier einmal ein Fremdwort in den Vordergrund zu stellen — instinktlos geworden ist.

Der Instinkt ist die Fähigkeit aller Lebewesen, durch Gefahren und Schwierigkeiten des Daseins — auch wenn sie ihnen nicht unmittelbar bekannt sind — sicher und unbeirrt hindurchzufinden. Geht dieser Instinkt verloren, so ist das betreffende Geschöpf meist mit ziemlicher Sicher-

heit verloren, dem Untergange geweiht. Und so, wie den Einzelgeschöpfen ergeht es auch ganzen Stämmen, Völkern und Rassen, die sich aus der göttlichen Gesetzmäßigkeit ihrer Art herausgelöst haben. Wir müssen unterscheiden zwischen göttlich-ewigen und menschlich-zeitlichen Gesetzen. Die menschlich-zeitlichen wechseln und wandeln sich. Sie sind unvollkommen und fehlerhaft, sie müssen dauernd verbessert, abgeschafft und ersetzt werden.

Außerdem stehen sie fast immer im Widerspruch zu den göttlich-ewigen Gesetzen, oder haben mindestens keine Verbindung zu ihnen.

Die göttlich-ewigen Gesetze dagegen sind unwandelbar und von Anfang an da. Sie sind gleichsam die Achse, um die sich alles kosmische und irdische, alles geistige und stoffliche Geschehen dreht. Sie stehen unantastbar, durch die Jahrmillionen, und keines Menschen noch so himmelstürmender Geist vermag sie auch nur um ein Atom zu verringern oder zu erweitern. Der Mensch kann nur gegen sie verstoßen. Doch daran kann nur er selbst zugrunde gehen, die Gesetze berührt das nicht.

Ein solches göttlich-ewiges Gesetz sehen wir sich in der Verschiedenheit der Arten und Rassen offenbaren. Dieser Verschiedenartigkeit sind alle lebendigen Geschöpfe unterworfen: Menschen, Tiere und Pflanzen. Sie war von Uranfang an und wird ewig da sein. Tiere und Pflanzen stehen nach wie vor unter der Hoheit und Macht ihres Gesetzes.

Der Mensch hat dagegen verstoßen. Er begann seine eignen Gesetze aufzustellen.

„Alles was Menschenantlitz trägt ist gleich."

Mit diesem irrsinnigen „Lehrsatz" begann er den einzelnen herauszulösen aus dem festen Gefüge seiner Wesenheit und Eigenart und eine neue Gemeinschaftsordnung aufzustellen: Die Menschheit.

Nicht mehr die Rasse, die einzelne Menschengruppe hat ihre Gesetze, sondern die gesamte Menschheit sollte einem Gesetz unterworfen sein.

Wir wissen heute nicht mehr genau zu sagen, wann dieser Frevel seinen Anfang genommen hat. Wir wissen nur, daß es schon vor Jahrtausenden Gesetze bei arischen Völkern (Indern, Persern) gegeben hat, in denen vor der Vermischung mit fremdem Blute, als vor der Übertretung der Gottesgesetze gewarnt, in denen die Erhaltung der reinen, eignen Art als die Erfüllung des göttlichen Willens gefordert wurde.

Immer sind es Völker heller, nordischer Rasse, die sich gegen die Vermischungsgefahr zu wehren hatten, und immer sind es die kleinen, dunklen Stämme des Südens, die mit ihrem Blut das Blut der hellen, hochgewachsenen Rasse zu durchdringen und zersetzen versuchten. Die Lehre von der Allgleichheit und Allvermischung ist immer vom Süden

ausgegangen, und die Nordrasse ist ihr sooft erlegen, weil ihre grade, einfache Kampfes- und Lebensweise den verschlungenen und undurchsichtigen, zur Mystik und Unklarheit neigenden Gedankengängen südlicher Gehirne nicht gewachsen war; weil außerdem der nordische Mensch von einer, für ihn geradezu gefährlichen großzügigen Duldsamkeit allem Fremden gegenüber ist, namentlich in Glaubensfragen, und in dieser Duldsamkeit das Fremde groß werden läßt, bis es in seinem Lebenskreis die Gesetze des Handelns an sich gerissen hat und mit fanatischer Unduldsamkeit und rücksichtsloser Grausamkeit nun ihn und seine Art umformt, bekehrt und in eine andre, fremde Gesetzmäßigkeit zwingt.

So erlebten nordische Völker im Laufe der Geschichte mehr als einmal ihre Unterwerfung. Und jede Unterwerfung bedeutete für sie den Weltuntergang, das Ausgelöschtwerden. Zahllose Sagen und Märchen berichten davon.

Sagen von verwunschenen, beraubten, verstoßenen Königskindern, von versunkenen Städten und Schlössern, von dunklen Mächten, die in Gestalt von Zauberern, Zwergen, Hexen und Alben durch geheime, unbekannte Künste das ahnungslose Menschenkind in ihre Gewalt bekommen. — —

Dem artreinen, gesunden, rassigen Volk bedeuten Recht und Religion, Gesetz und Gesittung immer dasselbe. Re-li-gio heißt Rückverbundenheit zum Göttlichen. Das Recht eines freien Volkes ist und darf nichts anderes sein als seine Verbundenheit mit Gott. Aus dieser Verbundenheit hat es sich seine Gesittung, seine Lebensweise geformt, die immer unantastbares Gesetz sein muß.

Dem entarteten Römer Tacitus fiel es auf, daß Gesetz und Gesittung bei den Germanen noch ein und dasselbe war.

Brauchtum und Sitte, Recht und Religion, Pflicht und Gesetz sind dem artreinen Menschen ein untrennbares Ganze.

Es ist auch nichts, was außerhalb seines Lebens stünde. Sondern er trägt das alles in sich, gleichsam als Richtmaß, als Waage, auf der all sein Tun und Denken gewogen wird. Er kann es nicht „lernen", er braucht es nicht aufzeichnen. Er weiß es, kraft seines reinen Blutes. Es ist sein Gewissen, seine Gottesgewißheit, das „Fünklein von Gott", von dem Meister Eckehardt spricht, es ist einfach Gott selbst, der sich genau wie in allen übrigen Dingen der Schöpfung, so auch im Menschen offenbart. Im artreinen Menschen, wohlverstanden. Gott steht nicht außerhalb der Welt, zürnend, strafend, rächend, drohend, sondern er hat sein Reich in jedes Menschen Brust errichtet und er wirkt hier im kleinsten Umkreis ebenso wie im kosmischen All.

Nicht Gebete und mystische Versenkungen in eine „andere Welt" fordert Gott von uns, sondern ein artrechtes, gesundes, ehrenhaftes Leben nach seinen Gesetzen in dieser Welt. Er will, daß alle unsre Handlungen, auch die alltäglichsten, ein Dienst an seinem großen, herrlichen Weltgefüge sind.

Nur ein Volk, das diesen Willen Gottes ganz erfüllt, das sich unversehrt erhält von allem Fremden, Kranken, Ungesetzlichen, wird imstande sein das hervorzubringen, was die Allgemeinheit unter dem Begriff „Kultur" versteht.

Kultur ist Brauchtum, ist Sitte und Gesittung. Und darin liegt alles beschlossen, was den Menschen mit Gott verbindet: Recht und Religion, Heimat und Glaube.

So erschließt sich auch der bäuerlichen Frau die kulturelle Aufgabe als der edelste Dienst an Sippe und Volk, an Gott und Vaterland.

Das bedeutet, daß sie mit dieser Aufgabe an die Sterne rührt, daß sie aber auch zugleich in ihrem engsten Arbeitskreis die Möglichkeit hat schöpferisch tätig zu sein.

Brauchtum und Gesittung, die sich an ihrem Herdfeuer hütet und bewahrt, werden sich durch ihre Kinder weiter fortpflanzen und im ganzen Volke wirksam werden.

Wenn Schiller sagte: „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau", dann wird er wohl nur geahnt, aber kaum mehr gewußt haben, wie klar er mit diesem kurzen Satz die ganze hohe Wesenheit der deutschen Frau umschrieben hat.

Sehen wir uns einmal das Leben der Bäuerin in den letzten Jahrzehnten an. Es war eine unaufhörliche Jagd nach Geld und Gewinn. Die Mutter, die ihre Tochter großzog, dachte nur daran, dieser Tochter eine möglichst umfangreiche Aussteuer und Mitgift zu schaffen, denn nur danach fragten die Freier. Trat die junge Frau in die Ehe, so mußte sie vor allen Dingen zusehen, wie sie aus der Wirtschaft Geld herausschlug. Es ist ja an sich selbstverständlich, daß die Wirtschaft eines Hofes Ertrag bringt, und daß auch die Frau aus den ihr anvertrauten Gebieten wie Geflügelzucht, Gartenbau, Imkerei usw. die Mittel zur Wirtschaftsführung sich herausholt. Aber es muß immer so bleiben, daß diese Erträge dem Menschen dienen, nicht umgekehrt, daß der Mensch der Sklave seiner Wirtschaft wird, wie es bisher war. Die Frau mußte Geld und immer wieder nur Geld schaffen. Sie wurde zur Sklavin, zur Unfreien erniedrigt. Zum Arbeitstier. Und alles nur, um die Zinsen und Steuern an die unersättliche, unsichtbare aber immer grausamer zu fühlende kapitalistische Weltmacht zahlen zu können.

So wurde der Bauer und seine Familie immer mehr zur Maschine, die öden, mammonistischen Zwecken diente. Es ist klar, daß dadurch jede geistige schöpferische Tätigkeit unterdrückt wurde. Der durch den Frondienst und die beständige Not und Sorge abgestumpfte Bauer konnte Erholung und Entspannung nur noch im oberflächlichen Genießen finden. Der Sinn seines Lebens reichte nur von der Wiege bis zum Grabe.

Wie anders war es bei den germanischen Freibauern vor ihrer Unterwerfung unter artfremdes Recht?

Ihr ganzes Leben diente nicht dem Gelderwerb, sondern der Erhaltung ihrer reinen Art. Sie dachten nicht nur für ihre arme, kurze Gegenwart, sondern sie dachten über Grab und Wiege hinaus. Sie sahen sich als Glieder einer endlosen Kette, sahen ihre Ahnen und Enkel, denen sie Rechenschaft abzulegen hatten, für die sie das gottgegebene Erbe des Odal, des an die Scholle gebundenen Blutes verwalteten. Und diesem hohen Gedanken diente alles: ihr Recht, ihr Brauchtum, ihre Gesittung.

Die Heilighaltung ihres Blutes, die Zucht war der Grundakkord ihres Lebens. Züchtig war die Frau und die Jungfrau, die sich ihrer Würde und ihres Wertes als Mutter, als Trägerin des Bluterbes bewußt war. Wer das vergaß, wer auch nur den Schatten eines Verdachtes auf sich lud seine Reinheit preisgegeben und die Annäherung eines artfremden Mannes geduldet zu haben, wurde für immer aus der Gemeinschaft ausgestoßen. Furchtbar waren die Strafen für ehebrecherische Frauen, für unzüchtige Mädchen. Nichts anderes verteidigte der germanische Freibauer mit mehr Todesverachtung als die Reinheit und Ehre seiner Frauen und Töchter.

Heute spricht man von Rassenmaterialismus und hält es für eine Entwürdigung der Frau, wenn man im Zusammenhang mit Liebe, Ehe und Fortpflanzung das Wort Zucht gebraucht.

Aber diesen Eiferern können wir nur antworten, daß aller Völker Untergang immer nur mit Unzucht, mit Zuchtlosigkeit, d. h. mit dem Verderben des reinen Blutes, mit der Rassenvermischung begonnen hat, und daß es nichts Heiligeres gibt, als eine Ehe, die mit dem Vorsatz geschlossen wird, der Fortpflanzung einer reinen Art zu dienen, daß es nichts Ehrwürdigeres, Hoheitsvolleres gibt, als eine Frau, die eine Ehe mit dem heiligen Willen eingeht, ihrem Manne, ihrer Sippe und ihrem Volke gesunde, schöne, reinblütige Kinder zu schenken.

Denn dieses ist der tiefste und einzige Sinn des Zuchtgedankens, und keine Frau, die ihn nicht ganz sich zu eigen gemacht hat, wird je für ihr Volk etwas bedeuten können.

Unsre Vorfahren, die so tief mit allem kosmischen Geschehen vertraut waren, die alle Naturgesetze aus unmittelbarster Erkenntnis erlebt hatten, sie kannten keine leichtfertige, oberflächliche Behandlung der tiefsten Fragen unsres menschlichen Lebens. Mit heiligem Ernst, mit strengster Sittlichkeit gingen sie an ihre völkischen Aufgaben heran. Wenn der Bauer Pflug und Sense, Axt oder Hammer führte, wenn die Bäuerin die Spindel drehte, oder an Webstuhl, Mühle und Töpferscheibe saß, dann waren das kultische Weihehandlungen. Pflug, Hammer, Spindel, ja überhaupt alle Wirtschaftsgeräte waren heilig. Heilig waren die Früchte des Feldes, die Heilkräuter des Waldes. Heilig war das Vieh auf der Weide und das Wild in den Marken, der Sonnen-Eber, die Ziege, der Hirsch, der Hase, heilig war der erste Pflug-, der erste Sensen- der erste Weidegang, heilig waren Saat und Ernte, heilig das Brotbacken, heilig der Brunnen, der Quell, der See, heilig all dieses, weil es der Sippe, dem Volke, dem Bluterbe diente, und darum Gott.

So war alles Brauchtum, das der Jahres- und Lebenslauf mit sich brachte Volks- und Gottesdienst, der unter dem heiligen Gedanken der Rassezucht stand. Jedes noch so unscheinbare Ereignis, das sich im Verlauf des Arbeits- und Sonnenjahres zutrug, wurde mit festlichem Glanz umwoben. Der dichterische Schwung der nordischen Seele umkleidete auch das alltäglichste Geschehen mit dem Zauber des Märchenhaften.

Bis in unsre Tage hinein haben sich noch die äußeren Formen vieler dieser Bräuche erhalten, Festfeuer, Flurumgänge, Wettspiele, aber ihr Sinn ging verloren, weil durch die rassische Vermischung unser Blick getrübt, unsre Sinne abgestumpft worden sind, weil zu viel Fremdes sich darüber gelagert hat. Wollen wir das alte Brauchtum wieder neu beleben, dann dürfen wir nicht nur die leere Form nachahmen, sondern wir müssen auch wieder bis zu den Wurzeln, den Ur-Sachen vordringen.

Das Walten der züchtigen Hausfrau muß wieder priesterlich sein, das Herdfeuer muß wieder Mittelpunkt und Ausgangsstelle aller Weihehandlung werden, einzig hingerichtet auf das eine Ziel: Erfüllung der Gottesgesetze von der Reinheit des Blutes und der Freiheit des Bodens.

Wenn die Bäuerin aber all diese Aufgaben wieder so rein und vollkommen erfüllen soll, wie es ihre Ahnmutter erfüllt hat, dann muß sie zuerst einmal befreit werden von der unwürdigen Fron, von der Last des Geldverdienenmüssens, damit sie sich ganz ungeteilt ihrem Dienst als Volksmutter, als Hüterin der Sitte und Gesittung hingeben kann. Dann wird unter ihrer Obhut wieder der verschüttete Quell aus der Tiefe hervorbrechen, der den verdorrten Stamm des deutschen Seelen- und

Geistesleben tränken und aufs neue zum Grünen und Blühen und Fruchttragen bringen wird. Dann wird sie von ihrer Herdstätte die Söhne und Töchter entlassen, die als Dichter und Denker, als Meister in Handwerk und Kunst, als Heerführer und Entdecker den neuen Bau der deutschen Kultur errichten, so wie ihn sich die Besten unsres Volkes seit jeher ersehnt und erträumt haben.

Dann wird nichts Fremdes mehr im deutschen Wesen Raum haben, dann werden wir wieder „Wir selbst" sein, ein Volk aus reiner, eigner Art, das auf eignem, freiem Boden sitzt, heimatverbunden und treu, und damit unüberwindlich.

Das Recht auf den Boden, d. h. das Recht auf die Heimat ist das heiligste Recht des Menschen, wie es unser Führer Adolf Hitler einmal so wundervoll gesagt hat.

Jedoch birgt dieses Recht zugleich auch die stählerne Pflicht in sich, auf diesem Boden der Reinerhaltung des Blutes zu dienen.

So ersteht vor uns der gewaltige Dom unsres deutschen Volkstums, dem wir alle in Treue und Ehre, in Recht und Pflicht zu dienen haben, dem wir gehören, in den höchsten Feierstunden wie im schlichtesten Alltag, dem unser Tagewerk gilt, wie unser Lied und Gebet. Was uns in tausendjähriger Knechtschaft zerstört und geraubt wurde, wollen wir wieder aufbauen und neu gestalten, in Brauchtum, Sitte und Gesittung ein Volk der Gottesfreien, der Odaligen werden, bei denen — um mit einem Wort unsres Reichsbauernführers R. Walter Darre zu schließen — sittlich ist, was der Erhaltung der reinen eignen Art dient, unsittlich aber, was dem entgegensteht.

+

Gelübde der Bäuerin.

Bäuerin sein heißt:
Hegen und pflegen der Väter Sitte, der Väter Brauch.
Bäuerin sein heißt:
Hurtig sich regen und teilen des Volkes Schicksalslauf.
Mütterlich fühlen, Opfer nicht scheu'n —
Blutsquell werden, das Volk zu erneu'n.
Gott, die Natur und Geschöpfe ehren,
Dem Einzug der Selbstsucht ins Herze wehren,
Und rühren die Hände und hüten den Herd,
Dann Bäuerin bist du des Führers erst wert!

Ilse Huhn, Erbhofbäuerin, Dittersdorf b. Chemnitz.

Die Ahne.

Von Margarete Weinhandl.

Im Gartenwinkel, wo durch Schleierkraut
Levkoje duftet und Lavendel blaut,
sitzt hoch im Stuhl, von Kissen rings umbaut,
die Ahne.

Zum steilen Dach, wo sich der Sonne Licht
am grauen Ret zu fahlem Silber bricht
und Schein und Schatten ineinanderflicht,
geht groß ihr Auge.

Dann kommt es murmelnd aus dem schmalen Mund:
Es steht das Dach — die Kinder sind gesund —
heil blüht das Kraut — es werden rot und rund
die Äpfel dieses Jahrs.

Sie fragen mich um längstvergangne Dinge,
sie wollen, daß ich alte Lieder singe,
und wenn ich manches durcheinanderbringe,
sind sie geduldig.

Vom Speicher holen sie mein Spinnrad wieder,
die goldne Haube und das schwarze Mieder,
und fügen aller Kettlein Silberglieder
getreu zusammen.

Sie sagen vieles, was ich nicht verstehe,
doch lauter Wunder sind es, die ich sehe.
Oft rang mein Blut: Dein Wille, Herr, geschehe!
Und nun geschieht er.

Am Ziel.

Die Geschichte einer Mutter.

Von Kuni Tremel-Eggert.

Wie die im Dorfe merkten, daß sie einander lieb hatten, lachten sie und machten die alte Rechnung, daß Nichts und Nichts zweimal Nichts ist.

Sie wunderten sich aber nicht, daß er die Eva nahm, sondern sie schüttelten die Köpfe über das dumme Ding, das den Bauernsohn stehen ließ und den Taglöhner vorzog.

Die Eva wußte recht genau, wie sie im Dorfe über ihre Wahl redeten und dachten, aber sie lachte nur, hing an ihres Liebsten Hals und sagte es ihm immer wieder, daß er allein, der Beste, der Liebste sei auf der Welt.

Und wenn er's zaghaft sagte, daß er halt nichts habe, dann lachte sie ihn aus, streifte die Ärmel zurück und streckte ihm die nackten, runden, braunen Arme entgegen und fragte lachend: „Was brauchen wir sonst?"

Und wenn sie das so sagte, kam ein solches Glück über ihn, daß er nichts anderes konnte, als sie stumm aber fest an sich zu pressen.

Das war seine Sprache, denn er war einer von den Stillen.

Aber manchmal redete er doch, das war in den ersten Monaten ihrer jungen Ehe, die Überfülle ihres Glücks zwang ihn dazu. Sein Verwundern äußerte er, daß er nicht begreifen könne, daß das Leben nun mit einem Male wie ein einziger Sonntag sei, wo es doch vordem, als Frau Eva nicht da war, so karg und schwer war.

Wenn er so redete, küßte sie ihn jauchzend, lachend wie ein recht, recht junges Ding und war doch schon eine Frau — seine — Frau.

Immer waren seine Gedanken bei ihr auf dem Weg, bei der Arbeit droben im Wald.

Im zweiten Jahr ihres Beisammenseins kam eine große Hoffnung zu ihnen und nun stand um Frau Evas Mund ein Glücksläch eln, das nach innen ging.

Wenn er an all dies dachte, mußte er ganz beklemmt atmen und seine Lippen formten die zwei Worte „unser Kind" wie ein Gebet.

Es war ein Bub!

„Ein Bub!" schrie Frau Eva jubelnd und wäre beinahe aus dem Bett gesprungen.

Und was für ein Bub — es zeigte sich im Laufe der nächsten Monate immer mehr. Rund war er und rosig, hatte die stillen Augen des Vaters

und die krausen Haare der Mutter, lachte und schrie und schlief durch seine Tage wie nur einer, der gesund ist und vielversprechend.

Und wie er die ersten selbstgemachten Höschen trug, da war ein solcher Feiertag, wie nicht einer im Kalender steht.

Es kamen noch viele Festtage in der kleinen Familie, denn jede schwere Arbeitswoche schenkte ihren Sonntag und dann zogen drei glückliche Menschen hinaus in den Wald, der dunkel und in voller Schönheit hinter dem kleinen Dörfchen stand. Tag um Tag sah ihn der Vater, wenn er zum Holzfällen ging, und sah ihn doch nur Sonntags, sah ihn dann mit den Augen der Frau Eva und ihres Buben und fragte sich's jeden Sonntag mit neuem Staunen: „Ist das der gleiche Wald?" fragte es auch die Sonnige, die da mit dem Buben auf dem schmalen Weg Fangen spielte, selbst ein Kind mit ihrem Kinde.

Und jedesmal gab sie ihm ernsthaft die Antwort: „Der Wald? Nein, das ist ein anderer Wald, ist ein Sonntagswald — unserer —"

So gingen die Jahre. Der Vater war beim Holzfällen, die Mutter arbeitete in den sonnendurchglühten oder regennassen Feldern Tag um Tag, und bald fand sich auch für den Ferdinand eine Beschäftigung als Gänsehirte. Und der kleine Kerl schritt mit seinen zerschundenen Füßen über die harten spröden Stoppeln und hatte Augen wie noch einmal einer.

Und siehe, die Füße schmerzten nicht und die Armut tat nicht weh, satt und gesund waren sie alle drei, und jede Arbeitswoche schenkte ihnen einen Sonntag. An einem dieser Sonntage wuchsen aber nun auf einmal große Pläne in der kleinen Stube. Der Herr Lehrer war schuld. Er hat die Frau gerufen und hat ihr's gesagt, daß der Ferdinand nicht nur sein bravster, sondern auch sein klügster Schüler sei, und daß es eine Sünde wäre, dereinst aus dem Ferdinand einen Holzarbeiter oder Bauernknecht zu machen. Und des Ferdinands höchsten Wunsch kannte der Lehrer auch. Lehrer wollte Ferdinand werden, wie er. Frau Evas Gesicht wurde ganz klein, als sie so große Dinge hörte und sie fragte es aus gepreßter Kehle: „Aber das Geld dazu, Herr Lehrer, das Geld, die paar ersparten 100 Mark —" — „reichen für's erste" fiel ihr der Lehrer ins Wort. „Nachhilfe- oder sagen wir Vorhilfsstunden gebe ich ihm unentgeltlich, der Herr Pfarrer, mit dem ich darüber sprach, gibt auch sein Scherflein dazu, und wenn Sie gewillt sind das Ihre zu tun —"

Da kollerten der Frau die hellen Tränen übers sonnverbrannte Gesicht und sie konnte nicht anders, lachend schrie sie es heraus: „Ob ich will, ob wir wollen, Herr Lehrer? Die Nägel will ich mir blutig schinden, wenn es dem Ferdinand den Weg machen hilft."

Als sie heimkam, saß der Bub im schwachen Schein der kleinen Petroleumlampe, hatte den Kopf in beide Hände gestützt und las. So sah er nicht den Blick, der über ihn hinging, merkte auch nicht das Zittern in Mutters Stimme, als sie ihn nun bat, er möge in sein Bett gehen, es sei Zeit.

Auf der breiten Bank neben dem Ofen bereitete sie allnächtlich sein Lager, während der Vater und sie in der engen Kammer neben der Stube schliefen.

Dahin ging nun die Mutter auch, nachdem sie das Licht gelöscht hatte.

Eine Weile war es still, der Bub schlief wohl, und so begann Frau Eva.

„Das Leben ist schwer, und wenn man es könnte, solle man halt seinem Kinde helfen, daß es einmal leichter und besser durch die Welt komme, als man selbst."

Als der Mann erkannte, wo hinaus das wollte, saß er hoch auf und sprach es klar in die dunkle Kammer hinein: „Das ist Größenwahn für uns Leute, und darum dürfen wir an so etwas gar nicht herumdenken."

In der Stube lag einer, der hielt den Atem an. Zuerst hatte er nur reden gehört, aber nun verstand er, denn der Vater sprach, entgegen seiner sonstigen Art, laut und erregt. Und er fuhr nun im gleichen Tone fort:

„Mit Verstand allein geht's nicht, und als Knecht oder Holzarbeiter steht ihm auch jederzeit der Weg zu Besserem offen, wenn er das Zeug dazu in sich hat."

Aber nun redete die Mutter. Und Dinge wurden ihr geläufig, die sie vordem nicht gekannt. Sie redete von Stipendien, und sie tat als ob alle nötigen Studienjahre nichts seien, als ein Graben, den einer nur mit dem richtigen Schwung überspringen müsse.

Und wenn der Vater fragte: „Woher nimmst du Kleider?" Dann wußte sie von einem abgelegten Anzug des Herrn Pfarrer, den sie zurechtrichten würde und Hemden machte sie aus dem Zügel Leinwand, der in der Truhe lag, und den der Ferdinand vergangenen Sommer selbst gebleicht hatte.

Und als der Vater immer noch Einwände hatte, wie Bücher und Hefte, Essen und Schlafen, da setzte sich Frau Eva auf im Bett und hielt eine lange Rede; sie hielt sie nur für den einen, der da zögerte und den Mut nicht fand aus der Armut heraus. Und als die Liebe nutzlos redete, da sprach sie von Pflicht, und als auch da der Mann anderer Meinung war und seine Zweifel an die Kraft hing, die bis zur Vollbringung nötig war, da griff die Frau zum Allerletzten und schwur bei ihrer Seele Selig-

keit, sie würde ihrem Kinde helfen und, wenn der Vater zag sein wollte und klein, so tue sie, des Buben Mutter es allein.

Darauf war es still in der kleinen Kammer, in der noch lange die feierlichen Worte der Mutter schwangen. In der Stube aber lag einer, der grub das Gesicht tief in die Kissen und schluchzte es immer wieder: „Mutter, Mutter, nie will ich es dir vergessen" und sein junges Herz war voll Liebe zu der Frau, die seine Mutter war.

Und wie es die Mutter wollte, so kam's.

Viele Sonntage waren sie nicht in den Wald gegangen, aber dann als der Tag der Abreise kam, hatte der Bub auch alles, was nötig war.

In der Stunde aber, die die Abschiedsstunde war, hing er an Frau Evas Hals, und sie hatte blasse Lippen, die sich vergebens um ein Lächeln mühten.

Nun kam eine seltsam stille Zeit. Viel Arbeit. Wenig Lachen; selten, sehr selten ein kleines Lied. Nur Ferdinands Briefe brachten den Sonnenschein.

So leicht wurde ihm alles, das Lernen und — das Sparen. Er war's ja gewöhnt und hielt sich auch in der großen Stadt still für sich.

Wie oft Frau Eva diese Briefe las, bis sie sie auswendig konnten, sie und der Mann. Aber es war doch nicht so leicht, wie es in den Briefen stand. Da waren die Burschen, die hatten Geld und die studierten nicht, damit ihre Mütter einmal sorglose Tage haben konnten, sondern sie studierten, weil sie eben einmal irgend etwas werden mußten. Und sie taten deshalb nicht mehr als nötig war, der aber, der arm und fleißig unter ihnen saß, erntete bald ihren Spott. An seine Armut hingen sie ihn; wie sie aber erkennen mußten, daß er da unverwundbar war, erdachten sie ein Wort, wie es nur menschliche Bosheit ersinnen konnte.

Als dieses Wort zum erstenmal sein Ohr traf, war es wie ein Peitschenhieb ins Gesicht, aber er riß die Augen auf, daß sie die Tränen des Zornes und der Empörung zurückdrängten, und biß die Zähne zusammen.

„Streber" schimpften sie ihn, und da sie die verletzende Wirkung dieses Wortes wohl erkannt hatten, so wendeten sie es an — heimlich und offen, wo es immer ging.

Das war eine bittere Zeit, und er sehnte die Ferien herbei, wie noch in keinem der Jahre, die er fort war von daheim.

Es war acht Tage vor Schulschluß, als ihn eines Morgens der Rektor zu sich kommen ließ. Stumm ging er vor ihm her, öffnete dann sein Zimmer und winkte ihm, näher zu kommen. Er wollte anfangen zu reden, da bat Ferdinand mit zitternden Lippen: „Bitte, Herr Rektor, sagen Sie es schnell, was ist passiert?"

So erfuhr er's denn, daß ein stürzender Baum den Vater erschlagen.

Als ob die ganze Welt vor ihm zusammenbreche, so stand er da und seine Augen sahen nichts als eine schreckliche Leere. Dem Manne in dem tiefen Stuhle vor dem Schreibtisch wurde es bang und er sprach auf ihn ein. Aber der andere verstand ihn nicht, verstand nicht die Worte, nicht den Sinn, hörte kaum den Schall. Endlich wie er sagte: „Sie können selbstverständlich heute noch heimfahren und brauchen erst nach den Ferien wieder zu kommen", raffte er sich auf. Seine Rechte schlenkerte durch die Luft, als ob sie etwas wegwerfe, und dann sagte er es schwer und dumpf: „Aus!" Er wandte sich zum Gehen; dann besann er sich, kehrte um und sagte langsam: „Leben Sie wohl, Herr Rektor."

Doch da hielt auf einmal eine warme Rechte die seine und hinter ein paar Brillengläsern, die ihm bis jetzt nur fremd gefunkelt hatten, sah er einen Blick, der ihn traf. Und nun verstand er auch, was der Mann da sagte von Mut nicht sinken lassen und weiter helfen.

Bei ihm selbst sollte er von jetzt ab jeden Sonntag zu Mittag essen und auch sonst würde er sich noch bei Bekannten für ihn umsehen.

Dieses Jahr würde schnell genug herum sein.

Und als ob der Ferdinand diesem Manne, dem er allezeit nur auf seine Frage geantwortet, von seiner Mutter erzählt hätte, sagte er nun warm: „Und nun fahren Sie zu Ihrer Mutter und grüßen Sie sie von mir."

So fuhr er heim, und als er in die so sehr vertraute Stube trat, kam ihm seine Mutter entgegen. Ihre tiefumschatteten, verweinten Augen kannte er nicht wieder und der Schrei, den sie bei seinem Anblick ausstieß, machte ihn wanken. Aber dann lag ihr müder Kopf auf der Schulter ihres großen Jungen und seine Rechte streichelte das krause, braune Haar. Hand in Hand traten sie in die kleine Kammer, in der der stille Schläfer ruhte. Und wie ein Fluidum ging es von dem toten Vater auf den Sohn über, so als deute er auf die Mutter, und als wollte er sagen: „Nun schütze du sie und sei ihr Halt." Und wie sie nun aufs neue in Schluchzen ausbrach, straffte er sich und ihrem erstaunten Ohr wurde eine tote Stimme lebendig. Das war er — und so war nun sein Ferdinand. Von den Stillen einer, nicht laut und lachend wie sie, aber zäh, pflichttreu und zuverlässig. Und mit einem Male fühlte, erkannte sie's, er hatte gelitten und gekämpft da draußen viel mehr, als sie daheim und viel schwerer, denn sie beide konnten es gemeinsam tragen, er aber war allein. Wie sie aber aus diesen Gedanken heraus zu ihm reden wollte, schüttelte er lebhaft den Kopf: „Nein, Mutter, ich hatte keine Zeit für's Leid; ich mußte arbeiten." Da war's, als ob einer etwas sage, und wie

er hinhörte, verstand er's. Der Hauch eines Lächelns zuckte über sein Gesicht. Streber?! So weit lag das da hinten. War ihm wirklich einmal dieses Wort ein Peitschenhieb? Hatte es ihn wirklich gekränkt? Wie kindisch unbedeutend war dies doch alles? Streber! „Ja." Beinahe hätte er's geschrien. „Ja, ja, weil ich muß und weil ich will. Und nun bin ich stolz darauf." Aber auch das war lächerlich, war, wie wenn ein kleiner Junge reden würde, und darum schwieg er. Noch immer lag seine Hand in der der Mutter, die schluchzend an ihm lehnte.

Und nun sprach er doch, zu seiner Mutter sprach er. Erzählte ihr von der heißen Dankbarkeit, die in seinem Herzen lebe für den lieben Toten, der für ihn, für sie beide gearbeitet all die Jahre und dessen Leben in der Liebe zu ihnen beiden Erfüllung war.

Nun aber sollte die Mutter nimmer so weinen, sollte ihm seinen Frieden lassen, wenn er unter der Erde war. Und nicht grämen sollte sie sich, denn da war einer, der brauchte sie so sehr, all seines Lebens Wurzeln ruhten in ihr. Ein Jahr noch, nur noch ein Jährlein, dann konnte er sie zu sich nehmen, dann waren sie am Ziel. Und siehe, da blühte neues Hoffen aus Trümmern. Der Junge aber schritt über die blühende Wiese zum Wald und sah den Baum, der den Vater erschlagen; und als er nach Stunden heimkam, legte er dem treuen Toten einen Feldblumenstrauß auf die Brust, der leuchtete in der stillen Kammer, als der letzte Gruß des vertrauten Weges. Die Augen dessen aber, der ihn brachte, waren tief und voll Willens.

Stille Wochen folgten, in denen Wunden anfingen zu vernarben; dann saß wieder einer über den Büchern und lernte und lernte und staunte oft, wie die Zeit verrann.

In seinen Briefen erzählte er seiner Mutter von seiner Arbeit und von den Menschen, mit denen er zusammenkam.

Da war ein Bub, ein lieber aber leichtsinniger Schlingel, dem mußte er Nachhilfestunden geben. Der hatte eine Schwester, die sah aus wie Frau Eva in alter Zeit, krause, braune Haare und lustige lachende Augen hatte sie. Mit der sprach er oft von ihr, seiner Mutter. Als Frau Eva das las, saß sie lange still und ihre zerarbeiteten Hände ruhten in ihrem Schoß.

Wieder rannen die Wochen — für ihn so schnell — so langsam für die einsame Frau, die sich müde fühlte. Wie lang war so ein Arbeitstag und länger — länger noch die Nacht, die ihm folgte. Oh, in diesen Nächten erkannte sie alles. Sie war fertig. Der Baum, der den Vater erschlug, traf auch sie, ihre Krone war zersplittert, da innen war etwas entzwei, das heilte nimmer.

Und dann das andere. Junge, frische Weiber waren im Dorf, die rissen sich um die Arbeit und schwangen lachend und mit kräftigen Armen die Hacken.

Sie aber keuchte hinter ihnen drein und mit Mühe nur behauptete sie sich und hielt sich aufrecht. Und wie sie wieder einmal bis auf die Haut durchnäßt heimkam, jagte in der gleichen Nacht noch das Fieber durch ihr Blut.

Ein paar Tage lag sie allein, dann fanden sie sie und holten den Doktor, trotz ihrem Widerstreben. Wie sie aber davon sprachen, daß sie dem Ferdinand schreiben wollen, da bat und bettelte sie so, bis sie davon abließen.

Und in ihren Fieberanfällen sprach sie noch davon, sie sollten doch gescheit sein und ihren Buben, der kurz vor dem Examen stand, nicht unglücklich machen. Ob sie es nicht wüßten, daß es nur Wochen dauert, Wochen. Ein altes Weiblein mit einem barmherzigen Herzen sah ein paarmal nach ihr.

Sonst lag sie allein.

Die Leute hatten jetzt in der Ernte keine Zeit zum Kranksein und keine für Kranke. Hie und da brachte ihr jemand etwas zu essen — das war alles.

Aber als seien stählerne Kräfte in ihr, so riß es sie wieder auf.

Sie ging in ihrer Stube hin und her und ging ins Dorf. Nur an die Arbeit ging sie nicht — — sie konnte nicht. Sie dachte — nur noch ein paar Wochen und las sich das halbreife Obst auf, das von den Bäumen fiel. Das aß sie gekocht und roh, und es war nebst einigen Stückchen Brot ihre ganze Nahrung. Sie war zufrieden damit. Was brauchte sie mehr, die paar Wochen gingen gar vorbei.

Der Ferdinand schrieb selten — er stand dicht vor dem Examen. An dem Tage, an dem es stattfand, lag sie wieder ganz. Ihre Beine trugen sie nicht. Ihre Hände waren feucht vor Aufregung und auf einmal fiel es ihr ein, daß er ja auch nicht bestehen könnte. Sie wehrte dem furchtbaren Gedanken, der ein neues Jahr zwischen heute und morgen schob. Noch ein Jahr? Sie konnte auf einmal nicht mehr weiterdenken und weinte plötzlich heftig und laut. Weinte lange, weil sie gar so elend war. Das beruhigte sie, dann schlief sie ein. Wie lange sie so lag. Sie wußte es nicht. Waren's Stunden, waren's Tage. Es sang in ihren Ohren und alles ringsum war sonderbar weit weg.

Als die Nachbarin sich über sie beugte, kam sie zu sich und dann trank sie die kühle Milch mit heißer Gier. Das tat gut — aber schon nach einer kleinen Weile erbrach sie sich. Matt lag sie in den Kissen.

Dann kam der alte Lehrer, der schuld war, daß der Ferdinand studierte. Wie er die Frau sah, erschrak er bis ins Herz, sprach endlich vorsichtig davon, daß der Ferdinand bald kommen müsse, das Examen sei ja vorbei.

Da trat ein goldener Glanz in ihre Augen, und wie der Lehrer fragte, ob er ihm schreiben solle, da nickte sie und sagte leise: „Bald, sehr bald, morgen schon." Dann lag sie mit geschlossenen Augen und wartete auf ihren Sohn. Sie brachten ihr Milch und Suppe, sie aß sie und erbrach. Aber sie hatte keine Schmerzen, sie war nur müde.

Wie aber am Nachmittag des anderen Tages ein langer junger Mensch mit schmalem Gesicht über die Schwelle in die kleine Kammer schritt, da schrie sie auf mit letzter Kraft: „Ferdinand, mein Ferdinand" und schlang die mageren Arme um ihn.

Vor ihrem Bett brach er nieder und grub das Gesicht in ihre Hände. Ihre abgezehrte Hand fuhr liebkosend über sein Haar, ihre Lippen aber lächelten. Sie fragte nicht, hast zu bestanden — sie wußte es — sie waren am Ziel.

Und als man sie eine Woche später neben dem Vater bettete, da ging einer hinter der Bahre, der ging hocherhobenen Hauptes, wie sie es gewünscht. Seine Augen waren weit geöffnet, seine Lippen lagen eng aufeinander. Er hatte ihr's geschworen, nicht zu verzweifeln, da sie sonst keinen Frieden finden würde unter der Erde. Und so drückte er die Stimmen nieder, die ihm zuflüstern wollten, woran seine Mutter starb. Ach, er hätte es ja hinausbrüllen mögen in den hellen Tag, daß sie sie verhungern ließen, die da mitgingen auf ihrem letzten Gang.

Doch wozu sollte er reden, gab es doch kein Gesetz für sie, und seine Mutter war tot; er aber hatte keine Heimat mehr.

Heute noch ging er — und den kleinen Hausrat nahm er mit.

Ach, sie würden sie schnell vergessen, die solange Jahre mit ihnen gelebt und für sie gearbeitet.

Er aber würde fremden Kindern — seinen Schulkindern von seiner Mutter erzählen, würde ihnen sagen, was eine Mutter vermag und nur eine Mutter.

In ihren jungen Herzen würde er der Frau ein Denkmal setzen, die sie heute in dem kleinen Dörflein der Erde übergaben.

Das hatte er sich und ihr gelobt in ihrer letzten Stunde und — — daß er es hält, darum brauchen wir uns nicht zu sorgen.

Die Frauen und die Rassenpflege.

Von Prof. M. Staemmler, Kiel.

Rasse ist Erbgut. Rassenpflege ist Erbpflege. Soviel auch gerade in der letzten Zeit über Fragen der Rassenpflege gesprochen und geschrieben wurde; eines ist dabei sicher zu kurz gekommen: die Aufgabe, die die Frau in diesem wichtigsten Teile der Arbeit am Volksganzen zu übernehmen hat. Deshalb ist es berechtigt, diesen Aufgaben ein paar Zeilen zu widmen.

Die Rasse oder Erbmasse eines Menschen setzt sich aus einer großen Zahl von Einzelanlagen zusammen, die in gegenseitiger Hemmung und Förderung zusammenwirken und diejenige Kraftzentrale bilden, aus der heraus sich das gesamte Wesen des betreffenden Menschen ergibt. Anlagen sind Kräfte, die verborgen im Menschen stecken, Kräfte ganz verschiedener Art. Die einen führen zu einer bestimmten Form des Wachstums, sie entscheiden, ob der Mensch groß oder klein, dick oder dünn, kräftig oder zart wird. Die anderen bedingen die Farbe der Haut, der Haare, der Augen, unabhängig von den Einwirkungen der Außenwelt, oder mit diesen in engerem Zusammenwirken. Ob dein Gesicht, dein Körper braun gebrannt ist oder nicht, das ist natürlich weitgehend abhängig davon, ob du in stiller Stube fleißige, unermüdliche Arbeit zu verrichten hast, oder ob dir die Möglichkeit gegeben ist, deinen Körper der Sonne auszusetzen, ihn zu pflegen und zu baden. Aber ob deine Haut sich überhaupt bräunt im Einfluß der Sonne, oder ob sie nur rot wird, und in Fetzen abgeht, darüber entscheidet deine Rasse, deine Erbanlage, die Kraft in deinem Inneren, die der Haut die Möglichkeit gibt, auf die Bestrahlung durch die Sonne in bestimmter Weise zu antworten. Die Augenfarbe ist unabhängig von den Einwirkungen der Umwelt, die Hautfarbe ist weitgehend von dieser abhängig. So haben wir in unserer Erbmasse Kräfte, die sich unter allen Umständen durchsetzen und solche, die gewisser Bedingungen der Umwelt bedürfen: Kräfte, die zur Entfaltung, zur Wirkung gebracht, die gepflegt werden müssen. Was nützt die Anlage zum Athleten, wenn sie nicht in sorgfältiger, täglicher Arbeit gepflegt und entwickelt wird. Was nützt die Anlage zum Künstler, zum Maler, Bildhauer, zum Musiker und Dichter, wenn sie nicht entfaltet, zur Wirksamkeit gebracht wird. Rassenpflege heißt in erster Linie, die Kräfte, die in jedem einzelnen Menschen stecken, so auszunutzen, daß ein höchstmöglicher Gewinn für die

Allgemeinheit daraus entsteht. Gute und schlechte Anlagen, Kräfte des Aufbaues und solche der Zerstörung sind in jedem Menschen enthalten. Aufgabe einer guten Erziehung wird es immer sein, die sozial wertvollen Kräfte zu fördern, zu pflegen, auszunutzen, zur vollen Entfaltung zu bringen, die asozialen, hemmenden Kräfte zurückzuhalten, an ihrer Auswirkung zu verhindern.

Und diese Regulierung, dieses Entwickeln und Zurückdrängen ist um so leichter, je jünger der Mensch ist. Was eine Mutter in den ersten Lebensjahren aus ihrem Kinde formen kann, wie sie imstande ist, mit mütterlich-fördernder Hand aus dem Rohmaterial ein Kunstwerk von höchster Vollendung zu schaffen, das bringt keine spätere Erziehung mehr fertig. Das kann weder die Schule noch das Leben leisten.

Dir, der deutschen Mutter, die du für deine Kinder in den ersten Lebensjahren alles, die gesamte Umwelt, die ganze Einflußsphäre bist, dir ist es anvertraut, ob das Gold, das in deinem Kinde schlummert, ans Tageslicht kommt, oder ob all das Unedle, was ebenfalls in ihm steckt, emporwuchert und das Gold verdeckt.

Denkst du daran, welche Arbeit du zu leisten hast, wie deine besten Kräfte eben gerade gut genug dafür sind, diese Aufgabe zu erfüllen? Es ist eigenartig, wie wenig Mütter es auch heute noch gibt, die auch in der Erziehung ihrer Kinder ein Problem sehen, das sich nicht einfach spielend, von selbst löst, sondern zu dessen Lösung man nur mit Ernst und Arbeit gelangen kann. Jeder gute Lehrer muß sich ständig vorbereiten, muß immer wieder sein Wissen erweitern, muß daran arbeiten, daß auch die Fortschritte der Wissenschaft in seinem Unterricht zur Verwendung kommen. Die Eltern glauben nur allzu leicht, daß sich die Erziehung ihrer Kinder von selber macht. Sie vergessen nur allzu leicht, daß auch sie verpflichtet sind, weiter an sich zu arbeiten, damit sie selbst imstande sind, ihren Kindern das zu sein, was diese von ihnen erwarten. Und gerade wir Männer übersehen so oft diese Aufgabe, diese Pflicht an unseren eigenen Kindern, weil wir mit anderen Aufgaben, mit anderen Interessen allzu stark erfüllt sind, weil wir „keine Zeit" für unsere Kinder haben. Es wäre für viele Familien besser, wenn auch der Vater nicht nur an seine Pflichten im Berufe, sondern auch an die gegen seine Kinder denken würde. Und noch eins: Die Mutter ist die gegebene Erzieherin der Kinder. Sie kennt ihre Nöte und Sorgen, ihre Wünsche, ihre Vorzüge, ihre Fehler. Sie weiß am besten, wo die Schwierigkeiten der Erziehung liegen, was brauchbar, was unbrauchbar an Plänen und Vorschlägen ist. Vergessen wir nicht, der Frau auch im Staat den Ein-

fluß auf die Erziehung zuzusichern, der ihr als dem wahren „Fachmann" zusteht.

Aber die Vererbungslehre hat uns ein Zweites gezeigt: Man kann wohl Anlagen entwickeln, zur Entfaltung bringen und zurückhalten, ändern kann man sie nicht. Was in einem Menschen einmal an körperlichen oder seelischen Anlagen drin steckt, das trägt er als Erbgut oder als Erblast sein ganzes Leben mit sich. Seine Aufgabe kann nur sein, von diesem Erbgut den Gebrauch zu machen, der zur höchstmöglichen Leistung führt. Auch die Mutter ist also nicht imstande, ihre Kinder wirklich ihrem Wesen nach zu ändern. Und darin liegt ja die ungeheure Bedeutung der Erbmasse, daraus erklärt sich der Ernst, mit dem wir an die Frage des Erbgutes, der Rasse herangehen müssen, daß hier in weitestem Grade nicht nur körperliche Kraft und geistige Fähigkeiten, sondern auch Charakter und Schicksal des Menschen festgelegt sind als ein unabänderliches Fatum, das auf ihm liegt, das auf ihm lastet und auf seinen Kindern. Denn die Erbanlagen sind nicht nur im Laufe des eigenen Lebens unveränderlich, sondern sie werden in gleicher Weise auf Kinder und Enkel übertragen. So wird der Segen oder der Fluch der Rasse weitergegeben.

Wenn wir das wissen, daß unsere Erziehungsarbeit den Kern des Wesens selber nicht ändern kann, daß das Erbgut selbst unberührt bleibt, dann dürfen wir uns aber nicht damit begnügen, an der Entfaltung der vorhandenen Erbanlagen zu arbeiten, sondern müssen auch versuchen, die Zusammensetzung des Erbgutes selbst zu beeinflussen.

Das Schicksal deines Kindes wird einst davon abhängen, welche Anlagen es von dir und von seinem Vater mitbekommen hat. Bei jeder Zeugung wird die Hälfte der Anlagen von der Mutter und die Hälfte vom Vater zur Mischung im neuen Geschlecht verwendet. Kannst du es verantworten, kranke Erbanlagen auf deine Kinder weiterzugeben? Willst du die Verantwortung auf dich nehmen, daß dein Kind die ganze Schwere der Erblast tragen muß, die auf dir während deines ganzen Lebens gelegen hat? Ist es nicht größer und stärker, auf Kinder zu verzichten, als sie mit einem Fluch beladen, der ihnen das Leben verbittert? Wenn du also siehst, daß du eine schwere erbliche Krankheitsanlage in dir trägst, so hast du die Pflicht, auf Kinder zu verzichten. Ebenso hast du aber auch das Recht und die Pflicht, wenn du selbst gesund bist, dir einen Vater deiner Kinder auszuwählen, der ebenso gesund ist wie du selbst. Vergiß es nie, daß mit der Zeugung endgültig die Erbmasse deiner Kinder festgelegt ist, daß du die ganze Verantwortung für sie in dir trägst. Wenn sie einmal geboren sind, hast du keine Möglichkeit, sie zu

ändern. Du kannst sie aber bis zu einem gewissen Grade dadurch bestimmen, daß du dir den Ehepartner suchst, dessen Eigenschaften (des Körpers und der Seele) du bei deinen Kindern wiederzufinden hoffst. Wenn du ehrlicherweise sagen kannst: so wie der Mann ist, so möchte ich einmal meine Kinder haben; so stark und gesund, so klug, so ehrlich und gut, wenn du das sagen kannst, dann hast du den rechten Mann gefunden. Vergiß aber dabei eines nicht: nicht nur die Eigenschaften, die du äußerlich an deinem Verlobten siehst, werden auf deine Kinder übertragen werden, sondern manches kann verborgen in ihm stecken, was man erst erkennt, wenn man seine ganze Familie ansieht. Die Norweger haben ein Sprichwort: Heirate nie die einzig Gute aus einer schlechten Familie. Sie wissen, daß sie, wenn auch verborgen, die schlechten Anlagen der Familie in ihrer Erbmasse mit sich tragen wird und auf ihre Kinder vererben kann. Man heiratet nicht nur den Mann, man heiratet in der Tat die Familie mit! Und die Kinder haben den Gewinn, wenn die Familie wertvoll, haben den Schaden, wenn sie belastet, krank, minderwertig ist.

Die Zeugung entscheidet über die Rasse des nächsten Geschlechts. Und darin liegt die ungeheure Verantwortung: Bedenke, daß du ein deutscher Ahnherr (eine deutsche Stammutter) bist (sagt der bekannte Rassenhygieniker Th. Kuhn).

So hat die Frau selbst die hohe Aufgabe, bei der Ehewahl daran zu denken, daß diese Wahl weitgehend über das Glück und Schicksal ihrer Kinder entscheidet, daß sie mit ihr die Verantwortung für höchstes Glück und tiefstes Unglück ihres eigenen Fleisches und Blutes auf sich nimmt. Daß ihre Kinder einmal das Recht haben können, sie zu fragen: Warum hast du uns mit diesem Fluch belastet, warum hast du bei Schließung deiner Ehe nur an dich, nicht an uns gedacht. Warum müssen wir büßen, weil du gedankenlos und selbstsüchtig gewesen bist. Aber sie hat dieses Verantwortungsbewußtsein auch auf ihre Kinder zu übertragen. Es erscheint uns heute als eine Selbstverständlichkeit, daß ein Vater, eine Mutter, ihre Tochter keinem Mann geben, der an einer ansteckenden Krankheit leidet; daß sie sich davon überzeugen, daß er frei von Geschlechtskrankheiten ist. Aber es ist durchaus noch nicht selbstverständlich, daß sie sich auch davon überzeugen, daß er aus einer erbgesunden Familie stammt. Bedächten sie die Fülle von Not und Elend, die der Tochter bevorsteht, wenn plötzlich die in der Familie erbliche Geisteskrankheit bei dem Mann ausbricht, oder wenn eines ihrer Kinder als Krüppel oder blind oder taub geboren wird, so würden sie weniger nach dem äußerlich erreichten Lebensziel, nach Stellung und Einkommen,

als nach gesunder Erbmasse fragen. Es versteht sich von selbst, daß dabei nicht nur an körperliche und geistige, sondern auch an charakterliche Fehler zu denken ist.

Wir wollen Rassenpflege, Rassenzucht treiben. Wer Zucht treiben will, muß ein Zuchtziel haben. Das erste Ziel, das uns als unumstößlich vor Augen stehen muß, ist Gesundheit, Gesundheit des Körpers, des Geistes, des Charakters. Das Ziel in die Herzen ihrer Kinder einzupflanzen, ihnen zu zeigen, daß Wertvolles nur aus Wertvollem entsteht, ihnen zu zeigen, daß sie als Menschen aus gesunder Familie immer wieder die Pflicht haben, ihre gesunden Kräfte nicht durch kranke ihres Ehepartners unwirksam zu machen, das ist Aufgabe der Mutter.

Wir sagten vorher, die Erbmasse ist beständig, unveränderlich. Das gilt nur bis zu einem gewissen Grade. Wir wissen, daß es Gifte gibt, die imstande sind, die Erbmasse zu verderben, Keimgifte, die nicht nur zur Zeugungsunfähigkeit führen, sondern auch den Keim für Erbkrankheiten legen können. Wer ein Zuchtziel vor Augen hat, wer sich seiner Pflichten als Ahnherr bewußt ist, wer also wirklich innerlich Nationalsozialist ist, der wird sich nicht durch Gifte, wie den Alkohol, das Beste gefährden, was ihn mit seinem Volke verbindet. Milliarden gibt das deutsche Volk jährlich für Gifte aus, die zum mindesten überflüssig, vielfach ausgesprochen schädlich sind, Milliarden, die den eigenen Kindern entzogen werden, und noch zur Verschlechterung der Rasse beitragen. Auch hier hätte die Frau ein Gebiet, auf dem sie praktische Rassenpflege leisten kann, wenn sie selbst das Beispiel gäbe, alles zu meiden, was zur Schädigung der Rasse führen kann.

Der Staat kann Gesetze erlassen; er kann versuchen, die größten Erbfehler durch Unfruchtbarmachung ihrer Träger auszuschalten. Wirkliche Rassenpflege kann nur dann zustande kommen, wenn das Gefühl für das rassisch Wertvolle, das Starke, Gesunde, wieder erweckt, wenn der Blick für das Wertvolle wieder geschärft, das Rassengewissen gestärkt wird. Und das zu erreichen, sind wir nur imstande, wenn die deutsche Mutter unsere Helferin ist.

Wir wollen Rassenzucht treiben. Rassenzucht erfordert Auslese, eine Beurteilung von gut und schlecht, von hochwertig und minderwertig, von dem, was wir erstreben und dem, was wir ablehnen. Wir müssen ein Zuchtziel haben, nach dem wir uns richten, das uns sagt, wohin sich der Blick zu richten hat. Dieses Zuchtziel ist der nordische Mensch. Nicht der Blondhaarige, der Blauäugige, der Große, Schlanke, nicht die äußeren Erscheinungsformen sind es, um deretwillen wir das Zuchtziel aufstellen. Die seelischen Eigenschaften sind es, die das

Zuchtziel ergeben. Unser Ziel ist der kämpferisch-heldische, der zielbewußte, nüchtern-kritische, der tatkräftige, unser Ziel ist der innerlich wahrhafte, der ehrliche, reine deutsche Mensch. Um ihrer Anlagen willen, die der nordischen Rasse ihre Überlegenheit gegeben, die auch unser deutsches Volk groß gemacht haben, um ihretwillen ist uns der nordische Mensch das Ziel, dem wir nachstreben, das uns auch für die Ehewahl Richtung geben soll. Und auch darin wird der Einfluß der Mutter die Gestaltung unserer Zukunft in bestimmte Bahnen lenken. Schleich, der bekannte Arzt, Künstler und Philosoph, sagt einmal, daß der Mann die Frau immer so sieht, wie er sie in der frühesten Jugend in der eigenen Mutter kennengelernt hat. Möchte sich die deutsche Mutter das zu Herzen nehmen. Möchte sie ihrem Sohn das Ziel vorleben, nachdem er sich dann später seine eigene Lebensgefährtin suchen kann. Möchte die deutsche Mutter ihrem Sohne, der deutsche Vater seiner Tochter das Vergleichsbild sein, nach dem sie Umschau halten, wenn sie einmal so weit sind zu fragen, wer Vater oder Mutter ihrer Kinder sein soll. Unser Zuchtziel ist der nordische Mensch um seiner seelischen Haltung willen. Und um dieser seelischen Haltung willen, um des ganzen Grundtones willen, der die Erbmasse durchzieht, ist eine Vermischung mit fremder Rasse abzulehnen. Wir wissen alle, daß es nicht nur unter den deutschen Menschen, unter der nordischen Rasse gesunde, wertvolle, geistig und charakterlich hochstehende Menschen gibt, die Leistungen hervorgebracht haben, vor denen wir Achtung und Ehrerbietung haben. Aber wir sehen auch, daß die Menschen fremder Rasse, die Schwarzen, Mongolen, die Juden, uns innerlich fremd sind. Wir können sie achten und den einzelnen bewundern, aber es steckt etwas in ihnen, was nicht unseres Blutes ist, gegen das wir uns wehren, das einen fremden Ton, eine Störung des Gleichgewichtes, eine Disharmonie hineinbringt, wenn es sich mit unserem Blut vermischt. Darum ist es unsere Pflicht, unsere Kinder auf das Andersartige dieser Rassen hinzuweisen. Und wir haben selbstverständlich die Aufgabe, dahin zu wirken, daß dieses Fremdartige nicht die geistige Leitung bei uns in die Hand bekommt, daß es nicht, wie bisher, imstande ist, dem deutschen heranwachsenden und reifenden Menschen ein Weltbild auszumalen, wie es der Rassenseele der fremden, aber nicht der eigenen Rasse entspricht, und ein Zuchtziel vorzustellen, in dem wohl das Ziel der Erbgesundheit enthalten, aus dem alles eigentlich Deutsche, Nordische aber fortgewischt ist, in dem das Starke, Heldische, das Ehrliche, Reine und Wahrhafte des nordischen Menschen keinen Raum mehr hat.

Das Zuchtziel muß zur Gestaltung der Rasse in den folgenden Geschlechtern führen. Sorgen wir dafür, daß dieses Zuchtziel von wirklich deutsch fühlenden Müttern, von deutschen Vätern aufgestellt und aufrechterhalten wird, daß es uns nicht wieder verfälscht wird oder ganz verlorengeht, wie es bis vor wenigen Jahren gewesen ist.

Deutsche Frau, deutsche Mutter, deine Aufgabe ist, das Rassengewissen deines Volkes zu sein. „Willst du wissen, was sich ziemt, so frag' bei edlen Frauen an." Die germanische Frau war als Priesterin und Ärztin anerkannt und hoch geachtet. Sie wird sich diese Achtung zurückerobern, wenn sie wieder Priesterin deutscher Art und Ärztin deutscher Rasse geworden ist.

Und dazu gehört in erster Linie, daß sie mithilft, das Sterben unseres Volkes aufzuhalten. Der Kampf gegen den Tod ist die Aufgabe des Arztes. Der Tod des einzelnen ist naturgegeben; der Kampf gegen den Tod wird nie imstande sein, den Gegner völlig aus der Welt zu schlagen. Der Tod eines Volkes ist nur dann unvermeidlich, wenn der Wille zum Leben erlischt. Wir wissen alle, daß der Geburtenrückgang unser deutsches Volk, ja die ganze nordische Rasse zu vernichten droht. Jeder einzelne hat die Aufgabe, dagegen anzukämpfen. An der Stellung der Frau in diesem Kampf wird sich entscheiden, ob er siegreich durchgefochten oder mit einer Niederlage enden wird. Niederlage bedeutet das Ende des deutschen Volkes.

Die Aufgaben sind groß, die Verantwortung ist riesenhaft. Zeige, deutsche Frau, daß auch du noch das Heldische der nordischen Kämpferin in dir trägst, daß du dem Kampf nicht ausweichst, sondern ihn auf dich nimmst.

Alles für Deutschland!

+

Der Nationalsozialismus ist eine Weltanschauung; indem er die ihrer innersten Veranlagung nach zu dieser Weltanschauung gehörenden Menschen erfaßt und in eine organische Gemeinschaft bringt, wird er zur Partei derjenigen, die ihrem Wesen nach einer bestimmten Rasse zuzusprechen sind.

Adolf Hitler.

Frau und Volksgesundheit.

Von Dr. Arthur Gütt,
Ministerialdirektor im Ministerium des Innern.

Zunächst zaghaft, dann immer begeisterter haben Mütter, Frauen und Schwestern von Nationalsozialisten sich in die politische Kampffront Adolf Hitlers eingereiht. Es ergab sich aus der Natur des schweren unerbittlichen Kampfes gegen die marxistischen Machthaber, daß der Mann im Vordergrunde des Kampfes stand, daß Unverheiratete ohne Anhang und ohne Rücksicht auf Familienangehörige den Kampf rücksichtsloser führen konnten. Jedoch, nicht einmal in Kampfzeiten konnte die Bewegung auf die Mithilfe der Frau verzichten, um wie viel weniger jetzt, wo es gilt, Deutschland neu aufzubauen, den deutschen Menschen neu zu gestalten und unser Volk an Körper, Geist und Seele der Gesundung zuzuführen.

Unser Führer, die nationalsozialistische Bewegung haben ein furchtbares Erbe angetreten. Gerade die Frauen sind gewohnt, die Dinge tiefer zu schauen, auf deren Grund eine geistige Verwirrung der deutschen Frauen des letzten Jahrhunderts zu sehen ist. Die Frau war der Überlieferung untreu geworden, äffte andere Moden und Sitten nach und ließ sich vom jüdischen Geist einfangen und treiben. Die große Frauenfrage der Gegenwart liegt vor uns: Wie soll es gelingen, aus der Verwirrung der Begriffe von Muttertum, Frauentum und Frauenehre herauszukommen? Wie soll es gelingen, die deutsche Frau körperlich, seelisch und geistig wieder gesund zu machen und zur hehren Stellung der sittlich hochstehenden Frau unserer germanischen Vorfahren zurückzuführen? Hier erwarten die deutsche Frau große Aufgaben, von deren Lösung der Wiederaufbau unseres Volkstums abhängen wird. Volksgesundheit ist ein Schlagwort geworden, das in vergangener Zeit im liberalistischen Sinne verstanden wurde. Man glaubte im Zeitalter des Individualismus sie als das höchste Gut predigen zu müssen und verstand darunter die bestmögliche Heilung aller Krankheiten, den Schutz vor Seuchen und Fürsorge für jedes menschliche Wesen ohne Rücksicht auf dessen Wert oder Unwert für die Nation. Diesem Streben, dem einzelnen Menschen zu nützen, ordnete man alles unter. Man gründete tausende Versicherungen, Krankenkassen, Alters- und Invalidenversicherungen, ja man ging so weit, daß man jede Frau bemitleidete, die dazu verurteilt war, einem Kinde das Leben zu geben. Man pries das

Leben als Einzelmensch, man förderte und bevorzugte die Ehelosigkeit, man predigte die Kameradschaftsehe, das Recht der Frau auf den eigenen Körper. Man gab dem Verlangen der Männer nach, die den ungezwungenen freien Lebenswandel bevorzugten, sich aber vor den Folgen der Beziehungen zu den Frauen drückten. Man mutete jeder Frau den Mord ihres eigenen Kindes im Mutterleib zu, man zerrüttete die Gesundheit deutscher Frauen durch Genußgifte, Alkohol, Nikotin, übertriebenen Sport, Überanstrengung im Dienst usw. All dies geschah unter jüdischer Führung, zugedeckt mit dem Mantel christlicher Nächstenliebe und unter Duldung christlicher Parteien. Aber man sprach und redete von Volksgesundheit, von Frauenrechten, von der Befreiung der Frau.

In Wirklichkeit machte man die deutsche Frau zur Sklavin ihres Berufs, man nutzte ihre Not aus, man trieb sie auf die Straße, machte sie zum Verhältnis, zerstörte die deutsche Familie und den Familiensinn! Man heiratete nicht mehr, der Mann hatte es ja auch gar nicht mehr nötig! Die Großstadt ging mit gutem Beispiel voran: Man erhielt ja überall für billiges Geld Essen und Trinken, die Hausfrau wurde überflüssig. Wenn man krank wird, läßt man sich auf Kosten der Krankenkasse ins Krankenhaus bringen, die pflegende Hand der Frau, das Heim werden überflüssig. Wenn man alt ist, erhält man seine Rente, die schützende Hand der Familie, das Verantwortungsbewußtsein der Eltern den Kindern gegenüber und umgekehrt das der Kinder gegenüber den Eltern ist dahin, ist abgelöst durch die Versicherungs- und Wohlfahrtsgesetzgebung. Kleine Geister bauen das System einer übertriebenen Fürsorge mehr und mehr aus, das man ja auch im Leben eines Volkes nicht von heute auf morgen umstellen kann, aber sie vergessen, daß sie damit allmählich die natürliche Entwicklung eines Volkes zerstören.

Wer es nun zuerst merkt, das ist die zur Arbeitssklavin und zum Gegenstand des Genusses herabgewürdigte deutsche Frau! Es ist ein Unterschied, ob eine deutsche Mutter vom frühen Morgen bis zum späten Abend für die eigne Familie, für ihre Kinderschar sorgt und schafft oder ob sie in der Fabrik oder hinter der Schreibmaschine zur Arbeitssklavin wird! Will der Nationalsozialismus eine Wiederaufrichtung echten deutschen Volkslebens, und das ist der Wille unseres Führers, dann muß der Nationalsozialist auch die Dinge beim richtigen Namen nennen, dann muß gründlich Wandel geschaffen werden! Dann dürfen unsere nationalsozialistisch gesinnten deutschen Frauen sich ihr Recht auf Familie, auf Muttertum, auf Kinder und den notwendigen Nahrungsspielraum für die Familie nicht nehmen lassen. Dann müssen sie von dem deutschen Mann aber auch Unterstützung und Verständnis für die-

sen Kampf erwarten! Damit ist es im allgemeinen noch schlecht bestellt, zu tief steckt man in liberalistischen und marxistischen Ideen, zu wenige haben begriffen, was nationalsozialistische Weltanschauung von ihnen verlangt. Nationalsozialismus heißt geistige Revolution, heißt Opfermut! Die deutsche Frau muß verlangen, daß die Familie wieder in den Mittelpunkt allen Geschehens in guten und bösen Tagen, bei Frohsinn und Krankheit gestellt wird. Sie muß fordern, daß jeder Mann eine Familie begründet, daß Staat, Gemeinden und öffentliche Betriebe nur noch Familienväter oder solche, die es werden, einstellen und befördern. Sie muß sich die Forderung zu eigen machen, daß ein gerechter Familienlastenausgleich in allen Berufsschichten dafür zu sorgen habe, daß es dem Mann wieder ermöglicht wird, zu heiraten und Kinder zu erziehen.

Es muß dankbar anerkannt werden, daß der nationalsozialistische Staat den Anfang für eine wirksame wirtschaftliche Hilfe gemacht hat. Ich erinnere da an Ehestandsdarlehen, an die angekündigten Steuerermäßigungen für Kinder, an die Befreiung der Familie von der Arbeitslosenhilfe, an die Kinderzulagen bei Reichsbahnangestellten und -Arbeitern. Es muß aber immer wieder betont werden, daß all dies noch nicht genügt. Bei der Gleichmacherei in Arbeitszeit, Lohnhöhe und der Unmöglichkeit dem Verbrauch einer größeren Familie mit mehreren Kindern Rechnung zu tragen, ist es auch heute noch für den gewöhnlichen Arbeiter und Angestellten unmöglich, 3, 4 oder mehr Kinder ausreichend zu ernähren und zu erziehen. Es bleibt nur der eine Weg übrig, einen gerechten Familienlastenausgleich herbeizuführen. Dies wird man ganz verschieden, je nach dem Beruf, zu gestalten haben, bei freien Berufen in anderer Weise als bei Bauern oder Lohnempfängern. Jedenfalls steht es einwandfrei fest, daß gerade die breite Masse unserer arbeitenden Bevölkerung, nämlich die Lohn- und Gehaltsempfänger, für jedes Kind in Prozenten des jeweiligen Lohnes einen Zuschlag dringend benötigen.

Nur so schaffen wir die wirtschaftliche Grundlage für die deutsche Familie und die Voraussetzung für die seelische Umstellung der deutschen Menschen! Nur so geben wir dem deutschen Mädchen wieder die Hoffnung und Aussicht auf den Hausfrauen- und Mutterberuf. Nur so können wir vermehrte Ausbildung und seelische Einstellung für diesen Beruf erwarten und verantworten. Alles Reden nützt nichts, unsere bevölkerungspolitische Aufklärung muß Stückwerk bleiben und lächerlich werden, wenn es uns nicht gelingt, die wirtschaftlichen Voraussetzungen für diesen Wandel zu schaffen. Gelingt dies, und das kann nur durch den Willen und mit der deutschen Frau und Familie erkämpft, ge-

fordert und erreicht werden, dann lohnt es wieder, dem deutschen Mädchen und der deutschen Frau Volksgesundheit als erstrebenswertes Ziel vor Augen zu halten.

Wir brauchen nach wie vor eine gesunde körperliche und seelische Erziehung unserer Mädchen und Frauen. Es ist eine Lüge, wenn behauptet wird, unsere deutschen Frauen seien schon entartet, verdorben, gebärunfähig und was des Schlechten noch mehr sei. Gewiß, sie müssen es lernen, sich vor Krankheiten zu schützen, den Körper durch Leibesübungen zu stählen und sich gesund zu erhalten. Auch da ist Aufklärung notwendig; denn z. B. nicht jeder Sport eignet sich für das weibliche Geschlecht. Die inneren Organe der Frau werden durch Erschütterungen leicht geschädigt, deren Folge dann Knickungen der Gebärmutter und Fehler aller Art sein können. Es ist darum unverantwortlich, wenn in Mädchenschulen von unseren Mädchen dieselben Geräteübungen wie von Knaben verlangt werden. Sportärztliche Betreuung der sportausübenden Jugend tut not. Infolgedessen hat das Reichsministerium des Innern im Gesetz zur Vereinheitlichung des Gesundheitswesens auch die ärztliche Mitwirkung der Gesundheitsämter bei den Leibesübungen festgelegt. Aufgabe der Mütter ist es, hier fordernd einzugreifen, ebenso wie nicht ohne Not das Schamgefühl der kleinen Mädchen durch Schaustellungen aller Art in dürftiger Bekleidung ertötet werden sollte. Man braucht nicht altjüngferlich zu sein, aber die deutsche Mutter wird das natürliche Schamgefühl ihrer Kinder als ein kostbares Gut ansehen und hüten müssen, da es vor Verfehlungen schützt und zu einer sittlichen Erziehung nun einmal gehört. So kommen wir zu Forderungen einer körperlich gesunden Entwicklung, die mit der entsprechenden geistigen Vorbildung für den Beruf einer Hausfrau und Mutter einhergehen muß.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß das weibliche Geschlecht viel mehr wie der Mann Giften aller Art, Alkohol und Nikotin gegenüber empfindlich ist und heute unbedacht, nur weil es zum guten Ton gehört, solchen Schädigungen ausgesetzt wird. Gerade beim wachsenden weiblichen Organismus können wir noch keineswegs die Schäden solcher Genußgifte abschätzen oder übersehen, ob und in welchem Umfange z. B. Keimschädigungen dadurch bewirkt werden. Es sollte darum heute bei der Ausbildung und Berufswahl unserer weiblichen Jugend auf die Bestimmung zur Hausfrau und Mutter weitgehendst Rücksicht genommen werden, genau so wie es Pflicht unserer deutschen Mütter ist, die männliche Jugend im gleichen Geist zu erziehen. Es muß wieder dahin kommen, daß der deutsche Mann vor einer Frau Ehrfurcht empfindet,

und der deutsche Jüngling in dem deutschen Mädchen nicht nur einen Zeitvertreib, sondern die spätere Gefährtin, Hausfrau und Mutter sieht! Nur so wird es wieder einmal zu einem Ausgleich kommen, daß für den Mann wieder die Arbeitsstelle frei bleibt, die Hausfrau aber ihr Wirkungsfeld in der Familie findet.

Vor allen Dingen wird es aber notwendig sein, unsere Jugend für die Ehe vorzubereiten. Niemand kann dies so gut und mit einer derart nachhaltigen Wirkung tun wie eine Mutter. Schon die Schule wird durch die Lehre der Biologie die Kinder für das Leben vorbereiten. Jedes deutsche Kind soll und muß in Zukunft wissen, was erbkrank, was erbgesund, was Rassenmischung und Rassenreinheit bedeutet. Familien- und Rassenkunde müssen wieder Eingang in jede Familie finden, damit unglückliche erbkranke Ehen von vornherein vermieden werden. Viel zu wenig ist es bekannt, daß bei Mischung einander fremder Rassen in den Kindern dieser Ehen eine solche Menge verschiedenster und entgegengesetzter Eigenschaften zusammengewürfelt vorkommen, daß daraus unglückliche Menschen, unausgeglichene Charaktere, eben Bastardnaturen, entstehen, die niemals gewollt sein können.

Rassenreinheit verpflichtet, und es muß wieder Sitte werden, daß sie verbunden mit Erbgesundheit als höchstes Gut angesehen wird und daß erbgesunde und rassenreine Mädchen wieder als Ehepartnerinnen gesucht werden, auch wenn sie irdische Güter nicht ihr eigen nennen können. Es muß wieder dahin kommen, daß die Familie geheiratet wird, nicht der Namensadel, wie es vor dem Kriege in vielen Fällen geschah, sondern der Adel der Person, der Erb- und Rassengesundheit. Nur so ist eine Höherentwicklung des einzelnen deutschen Menschen, der Familie und des Volkes möglich! Das sind hohe Ziele und Aufgaben, die ihrer Lösung harren und die nur von der deutschen Frau und Mutter gelöst werden können. Die deutsche Frau ist nicht nur die Hüterin der Kultur, der Sitte, der Überlieferung, sondern sie ist auch die Bewahrerin und Trägerin der deutschen Volksgesundheit im weiten Sinne des Wortes:

„Nach Frauenherzen, Frauenhänden schreit
in bitteren Nöten unsere schwere Zeit.
Wohl kann der Mann die großen Zeiten bauen;
doch steht und fällt ein Volk mit seinen Frauen!“

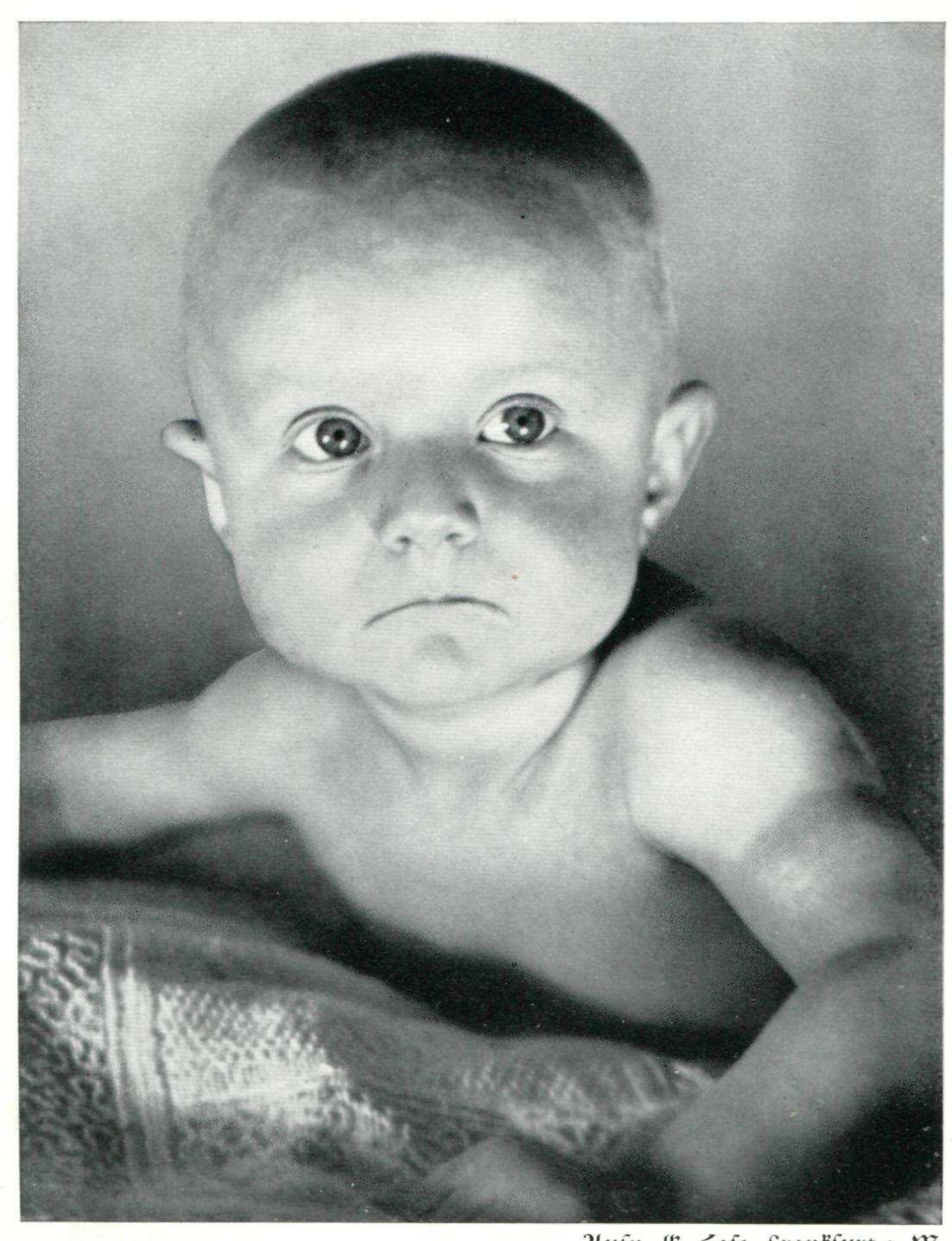
Mütterschulung, der Auftrag für die deutsche Frau.

Von Frau Emminghaus, Düsseldorf.

Gaufachbearbeiterin für Mütterschulung.

Wenn wir uns im Deutschen Frauenwerk verantwortlich fühlen für den Aufbau des Volkes, für die Wiedergesundung der Nation, so ist es für uns nicht schwer, Aufgabengebiete zu finden, die im Bereich unserer fraulichen Kräfte liegen. Eine dieser Aufgaben, die nur von der Frau gelöst werden können, ist die Schulung der deutschen Mutter. Sie, als die Trägerin des neuen Geschlechts, als Hüterin der jungen Generation, als Nährboden des neuen Lebens, soll vor allen Dingen der Zielpunkt unserer Arbeit sein. Kein Aufgabengebiet für Frauen, das lohnender wäre als dieses, weil es aus der Not der Zeit geboren ist. Mütterschulung ist Hilfe von Frau zu Frau, Mütterschulung ist eine nationale Tat.

Gerade in der gegenwärtigen Lage, nach überwundenen Jahren moralischer Krise für unser Volk, liegt die Notwendigkeit einer besonderen Beachtung des Müttergeschlechts und vor allem des Müttergeschlechts von morgen so nahe. Von der Fabrik, vom Ladentisch, von der Schreibmaschine kommend, sollen die jungen Frauen sich in ihrem neuen Wirkungskreis bewähren. Keine sorgfältige häusliche Erziehung in den Jahren des Heranwachsens gab es für das junge Mädchen, kein Sichentfalten aller mütterlichen Fähigkeiten. Der Beruf ließ ihnen weder Zeit, noch Sinn, noch Kraft dazu. So mußte verkümmern, was ureigenster Reichtum der Frau ist, was das Wesen der Frau der Vollkommenheit nahe bringt. Manche Ehen scheiterten daran, daß die Frau nicht wirtschaften, nicht kochen konnte, daß durch ihre Unkenntnis auf allen häuslichen und erzieherischen Gebieten auch der Wunsch nach dem Kinde in weite Ferne rückte. Märchenhafte Löhne in der Zeit der Inflation erzogen ein anspruchsvolles Geschlecht, das später, zur Arbeitslosigkeit kommend, zum moralischen Niedergang reif war, aus Überschätzung des Materiellen. Jeder sah nur sich selbst, jeder seine eigene Bequemlichkeit, seinen eigenen Vorteil, denn kaum einer fühlte sich ja noch zugehörig zu seiner Sippe, geschweige denn zum Volk. Das Verlieren dieser Stützpunkte, das Entwurzeltsein aus dem Zusammenhang von Blut und Boden, ist für die Gesamtheit des deutschen Menschen fast zum Verhängnis geworden.



Aufn. E. Hase, Frankfurt a. M.

Ich muß mich doch sehr wundern

Darauf zielte der Führer hin, wenn er schon seit Beginn der Bewegung uns zurief: „Deutschland erwache!" Ein Segen, daß dieser Weckruf rechtzeitig genug in unserem Volk Widerhall fand, ehe es dem Untergang geweiht war. Gerade wir Frauen, wir Hüterinnen der neuen Generation, müssen mit besonders tiefer Dankbarkeit es empfinden, daß uns jetzt in dieser Zeit ein solcher Führer geschickt wurde.

Weil wir wissen, daß der Strom des Blutes über die Mutter in die Generation fließt, müssen wir Sorge tragen, daß diesem Volksteil eine ganz besondere Betreuung und Beachtung zugute kommt. Man möchte jedem deutschen Mädchen, jeder Braut und jeder jungen Frau wünschen, einmal die Mütterschule zu durchlaufen, es einmal zu erleben, mit Volksgenossinnen aller Schichten sich klarzuwerden über die hohen Aufgaben, die der Frau und Mutter warten, und sich in aller Ruhe und Konzentration vorzubereiten auf ihren ureigensten Beruf.

Der rote Faden, der sich durch die ganze Schulung hindurchzieht, ist der Gedanke der nationalsozialistischen Weltanschauung und das feste Verwurzeltsein in der Religion. Von hier aus betrachtet, sehen wir alle mütterlichen Aufgaben. Nur, was dem Volke dienlich ist, was der Urzelle des Staates, der Familie, nützt, ist für uns Ausgangspunkt der Betrachtungen. Die Frau muß z. B. wieder wissen, daß wenn sie sich körperlich gesund erhält, sie damit nicht sich selbst, sondern im großen und ganzen gesehen, ihrem Volk und somit der neuen Generation den größten Dienst erweist. Sie muß lernen, daß sie mit der sorgfältigen Erfüllung ihrer kleinsten Pflicht schon ein Stück Aufbau am deutschen Volk betreibt. Ob es sich um die Hauswirtschaft dreht, wo man lernt vernünftig einzukaufen, richtig zu verwerten und einzuteilen, seine Kraft mit Überlegung einzusetzen, oder ob es sich darum handelt, wie man das Ehestandsdarlehen anlegt, immer wieder muß als oberstes Gebot das Wohl des Volkes im Auge behalten werden.

Mit großem Interesse und vielem Staunen wird bei den Müttern die Tatsache wahrgenommen, daß sie tatsächlich ein wichtiger Faktor im Volke sind, daß sie nicht nur arme, unscheinbare Glieder dieser Gemeinschaft sind, als die sie sich oftmals fühlen. Mit Freude lernen sie erkennen, daß z. B. 80% unseres Volksvermögens durch die Hände der Frau gehen. Und mit ebensolcher Freude nehmen sie die Verantwortung auf sich, die diese Tatsache mit sich bringt. Weiß man doch jetzt, welchen Wert die Frau in der Volksgemeinschaft hat, und daß sie Aufgaben zu erfüllen hat, die von keinem anderen gelöst werden können als von ihr allein.

Im Säuglingspflegeunterricht im besonderen ist von seiten der Mütterschule eine ganz wichtige völkische Aufgabe zu erfüllen, nämlich wieder die Freude am Kinde zu erwecken. Man kann ja auch mit ganz anderen Gefühlen die Mutterschaft erwarten, wenn man sich sicher fühlt als Pflegerin des Kindes. Wenn man nicht zu befürchten braucht, das kleine, zerbrechliche Wesen in die Arme zu nehmen und nicht zu wissen, welche Bedürfnisse der kleine Erdenbürger hat. Aus den Äußerungen der Frauen und Mütter entnehmen wir, wie befreiend eine Aussprache über die hauptsächlichsten Dinge der Kinderpflege ist, wie glücklich sie sind, sich über alle Probleme, die Ehe und Muttersein mit sich bringen, aussprechen zu können mit Menschen, die gleichzeitig richtunggebend auf sie einwirken können und sie aus Zweifeln und Unsicherheit erlösen. Hier in diesem Unterricht hat auch die Frage der Abtreibung, jene furchtbarste Volksseuche, ihren Raum. Eine unerschöpfliche Aufklärungsarbeit ist gerade an diesem Punkte zu leisten, denn wieviel Unheil entstand gerade durch Unwissenheit und gewissenlose Propaganda von kommunistischen Hebammen und Ärzten!

Durch die freie Schule gegangen, ist manches Elternpaar unsicher auch in Erziehungsfragen geworden. Diese Fragen grundlegend und von der praktischen Seite angefaßt, an die Mütter heranzubringen, ist dringend erforderlich. Wenn auch HJ. und BDM. mit weltanschaulicher Erziehung versuchen, Disziplin, Treue, Mut und Tapferkeit in die jungen Menschen hineinzupflanzen, so ist doch diese Arbeit nur halb, wenn nicht zu Hause die Grundlage in den ersten Lebensjahren gelegt wurde. Wem ist das Kind in dieser Zeit vor allem anvertraut? Der Mutter. Ihr, die mit unendlicher Geduld, mit Liebe und Strenge die Erziehung des kleinen Kindes leiten muß, wollen wir helfen und sie stärken in dieser schwierigen Aufgabe, und ihr Wege weisen, sie zu lösen.

Mütterliche Frauen müssen spielen und singen können, müssen neben täglichen Sorgen und Mühen immer Zeit haben für das ihnen anvertraute lebendige Gut. Sie müssen sich ein Stück Kindheit bewahrt haben. Kinderlied und Basteln, Spiele um den Familientisch und Geschichtenerzählen sind Dinge, die wir als Frauen wieder lernen müssen; pflanzen wir doch damit ein Kulturgut von echter deutscher Wesensart weiter.

Bei dem Müttergeschlecht von morgen gilt es aber, an eine andere wesentliche Frage zu denken: „Was erbt das Kind von seinen Eltern?" Unser Volk kann sich heute keine unaufgeklärten Mütter mehr erlauben,

denen die Vererbung eine gleichgültige Tatsache ist. Klar und hell muß auch vor allen Dingen ihr Blick für diese Seite des Lebens sein, und das Wissen um die rassenmäßige Verbundenheit muß wieder volkstümlich und selbstverständlich werden, es muß wieder zu dem geistigen Rüstzeug jedes jungen deutschen Menschen gehören, der sich eine Lebensgefährtin wählen will.

Die Behandlung des Themas der Vererbung läßt uns immer wieder deutlich werden die Abhängigkeit von einem höheren Willen, gegen den wir mit unserem Denken und Wollen nicht ankommen. Gerade wir Frauen sehen uns wohl durch unsere ganz natürliche Berufung, das Wunder des Lebens in uns werden zu sehen, enger verbunden mit dem Göttlichen, abhängig von dieser Macht eines Höheren. Daher führen uns die Gespräche in der Mütterschule auf die Religion im Zusammenhang mit Ehe und Kindererziehung.

Wir werden noch einen rechten Feldzug gegen Unwissenheit, Verbildetheit und gegen das moralische Erbe der Nachkriegsjahre vor uns haben. Aber wir wissen auch, daß wir in einem guten Kampf stehen, und daß wir den Auftrag des Führers erfüllen, wenn wir arbeiten an dem Nährboden der Nation, wenn wir unsere Kräfte einsetzen für die deutsche Mutter.

Die praktische Durchführung der Mütterschule kann auf verschiedene Weise geschehen, je nachdem, ob sie in der Stadt oder auf dem Lande stattfindet. Hier soll nur noch einiges über *eine* Form der Mütterschule gesagt werden, die erst in wenigen Städten Deutschlands in die Praxis umgesetzt wurde, über die geschlossene Mütterschule.

12 Wochen leben hier 25 junge Mädchen, Bräute und Ehestandskandidatinnen, in einem großen, familienmäßigen Haushalt zusammen. Sie erleben hier neben all dem praktischen und theoretischen Unterricht ein schlichtes deutsches Familienleben im nationalsozialistischen Geiste. Kleine häusliche Feste tragen dazu bei, in den Teilnehmerinnen Freude an einer sinnvollen Gestaltung der Freizeit wachzurufen. Die tägliche Gymnastik und das Singen bringen in das Zusammenleben ein beschwingendes, lösendes Moment. Auf gemeinsamen Wanderungen oder bei der Abendunterhaltung, die einmal heiter und ausgelassen, ein andermal ernst ausfällt, kann in weitgehendem Maße aufgebaut und vertieft werden, was im Unterricht nur angedeutet, nicht aber erschöpft werden konnte. Die zum Teil durch lange Arbeitslosigkeit bedrückten Menschen bekommen wieder Lebensmut und Lebensfreude, sie gedeihen in der harmonischen Atmosphäre in jeglicher Beziehung. Nach dem Kursus gehen sie verantwortungsbewußt und

zukunftsfreudig ihrer großen Aufgabe entgegen, die sie erwartet als Frau und Mutter im nationalsozialistischen Staat.

Verschiedene Städte haben bereits die große Bedeutung erkannt, die eine Mütterschulung auch für den wirtschaftlichen und gesundheitlichen Stand der Gemeinde hat. So ist es z. B. in einigen deutschen Städten selbstverständlich, daß Ehestandskandidatinnen, die das Ehestandsdarlehen beanspruchen, in eine Beratungsstelle geschickt werden. Dort werden sie geprüft, ob sie auch wirklich die Kenntnis besitzen, die zum Hausfrau- und Muttersein notwendig sind. Reichen diese Kenntnisse nicht aus, so ist ihnen die Gelegenheit gegeben, in der Mütterschule das Versäumte nachzuholen. Dann erst wird der Antrag auf das Ehestandsdarlehen weitergeleitet. Es ist damit eine gewisse Sicherheit gegeben, daß die Gelder der Allgemeinheit in berufene Hände gelangen. Eine Ausstellung von guten und soliden Möbeln und dem dazugehörigen Hausrat in Höhe der Summe des Ehestandsdarlehens soll in den jungen Ehepaaren wieder die Freude an schöner und zweckmäßiger Heimgestaltung schaffen.

Mit dem Verlassen der Mütterschule verliert man aber nicht die Zugehörigkeit zu ihr. Sie soll immer eine Heimat für die gewesenen Teilnehmerinnen bleiben. Hier können sie sich Rat holen, gemeinsame Besichtigungen und Feste verbinden alte und neue Teilnehmerinnen. Aber die schönsten Stunden erlebt die Mütterschule in dem Teilhaben an den großen Freuden, die das einzelne Leben einer Mitschülerin angehen. Da wird eine Hochzeit durch Singen und Aufführungen, durch kleine Geschenke, die heimlich bereitet sind, mitgestaltet. Man erlebt gemeinsam das große Glück, wenn eine ihr eigenes Kindchen im Arm hält. Hier spürt man, daß alles, was in der Mütterschule getan und gelernt wird, für das Kind geschieht, — weil ihm die Liebe und Sorge unseres Volkes heute besonders gehört.



Aufn. Edith Boeck, Berlin

Lebensfreude

Die Leibesübungen für die Frau.

Von Henni Warninghoff, Hannover,
Leiterin der Frauengruppe im Reichsbund für Leibesübungen.

Über den Wert der Leibesübung für die Frau sind schon unzählige Bücher und Aufsätze geschrieben worden, über dieses Gebiet haben Berufene und Unberufene eine Menge Vorträge gehalten. Für dieses Gebiet haben die Verbände für Leibesübungen und die Gymnastiksysteme geworben und geworben. Viele Führer und Führerinnen haben ihre ganze Kraft in starkem Idealismus für die Werbung eingesetzt — und wenn man das Ergebnis dieser jahrzehntelangen Arbeit betrachtet, kann und darf man in keiner Weise zufrieden sein. Gemessen an der Gesamtzahl der weiblichen Bevölkerung in Deutschland ist die Beteiligung der Frauen an planmäßiger und regelmäßiger Leibesübung außerordentlich gering. Es fehlte eben bei den meisten Frauen an der wirklichen Einsicht in die Segnungen, die die Leibesübungen jedem Menschen, besonders aber den Frauen, bringen. Die einen folgten einer gewissen Modelaune, machten eine Zeitlang Gymnastik und hörten auf; die anderen hielten die Leibesübung für einen angenehmen Zeitvertreib und ein Vergnügen, zu dem sie als berufstätige Frau oder als Hausfrau und Mutter keine Zeit hätten. Hinzu kam, daß die Hausfrau von sich behauptete, schon in ihrem Heim so viel körperliche Arbeit leisten zu müssen, daß sie für diese Leibesübung gar nicht in Frage käme. Festzustellen ist, daß all diesen Gründen und Entschuldigungen sehr häufig eine gewisse Bequemlichkeit und Trägheit zugrunde liegt, die sich bei manchen Frauen schon mit 21/22 Jahren einstellt. Und das ist gerade das Alter, bei dem eine besondere Verpflichtung zu planvoller Leibesübung entsteht. Der junge Mensch fühlt in sich einen natürlichen Drang zur Bewegung. Es treibt ihn zu körperlicher Betätigung und Leistung, ihm braucht man nur die Tore zu öffnen und die Wege zu ebnen, er ist da. Aber die anderen zu erwärmen für die Werte der Leibesübung, das ist die Aufgabe der nächsten Jahre. Diese Aufgabe bekommt ganz besondere Bedeutung im Zusammenhang mit Pflichten, die uns die volkliche Aufartung und die Fragen der Bevölkerungspolitik auferlegen. Leibesübungen müssen im Jahnschen Sinne im Zusammenhang mit der Gesamterziehung zum deutschen Menschen gesehen werden. Sie müssen in die Gesamterziehung hineingebaut werden und dürfen nicht als Fremdkörper nebenbei stehen. Die Leibesübung

der Frau über 21 Jahren ist von ganz besonderer Bedeutung. Viel wertvoller als lange wissenschaftliche Abhandlungen darüber sind die freiwillig gegebenen Urteile der Hausfrauen und Mütter, die in den Verbänden für Leibesübungen in besonderen Abteilungen zusammengefaßt sind. So manches dieser Worte würde sofort und gründlich alle Bedenken zerstreuen, die noch immer von Fernstehenden geäußert werden. So sagte kürzlich eine Mutter zu mir: „Seitdem ich regelmäßig in die Turnhalle gehe, bin ich ein ganz anderer Mensch geworden. Ich habe es verlernt, mich über Kleinlichkeiten des Alltags zu ärgern, und verstehe es heute, die Gereiztheiten, die früher in mir waren, mit Leichtigkeit zu überwinden. Dadurch ist das Zusammenleben in der Familie viel harmonischer geworden. Mein Mann hat das auch schon empfunden und redet mir immer zu, ja keinen Turnabend zu versäumen." Eine andere kommt abends um 8 Uhr noch in die Übungsstunde und erzählt ganz stolz, daß sie den ganzen Tag in der Waschküche gestanden hätte. Sie fügt hinzu: „Und früher hatte ich, wenn ich 2 Stunden gewaschen hatte, fürchterliche Rückenschmerzen. Das ist ganz weg. Und ich turne doch erst seit 4 Monaten." — Es ist bekannt, daß die Fußgelenke der Frauen, besonders wenn die Gestalt schwerer wird, sehr häufig ihren Dienst versagen. Ganz glücklich erzählte mir kürzlich der Mann einer bei mir turnenden Mutter: „Das Schöne ist, daß meine Frau Sonntags mit auf Wanderung gehen kann. Früher bin ich mit meinem Jungen allein losgegangen, und meine Frau blieb zu Hause, weil ihre Füße ihr den Dienst versagten. Heute ist sie mit dabei, und wir freuen uns von einem Sonntag zum anderen auf die gemeinsame Fahrt." Diese Beispiele von freiwilligen Bekenntnissen zu der Leibesübung könnte ich noch lange fortsetzen. Sehr wertvoll sind auch die Äußerungen, die Landfrauen tun, wenn sie eine Zeitlang in der für sie gebotenen Weise Leibesübungen betrieben haben. Mir kommt es heute ganz besonders darauf an, zu sagen, daß keine Frau, sei sie berufstätig oder Hausfrau und Mutter, an der Verpflichtung zur Leibesübung vorübergehen kann. Die körperliche Ertüchtigung der Jugend und die Erhaltung der Kräfte und der Gesundheit bei den älteren Menschen ist nicht mehr Privatsache, sondern ein Gebot, das der Staat an jeden einzelnen richtet. Wenn der einzelne nicht für Erhaltung seiner Gesundheit sorgt und sich dafür verantwortlich fühlt, werden wir niemals zu einer widerstandsfähigen und gesunden Volkskraft kommen. Darum arbeite an dir und damit an der Gesamtheit!

Es ist ganz selbstverständlich, daß die Leibesübung für die ältere Frau anders aussieht als für den jungen Menschen. Es wäre ein Unding,

die Frau, die seit ihrer Schulzeit nicht geturnt hat, an das Gerät zu hängen oder zum Wettkampf zu trainieren. Die Leistung tritt bei ihr zurück, eine gute vielseitige und stark freudebetonte allgemeine Durchbildung des Körpers ist für sie notwendig. Die Formen müssen einfach und natürlich sein und müssen in ihrer Vielseitigkeit immer zu neuem Tun anregen, ohne zu stark zu ermüden. Nicht erschöpft darf die ältere Frau aus der Halle gehen, im Gegenteil, sie muß sich durch die Leibesübung neuen Antrieb für die Arbeit des nächsten Tages geholt haben. Durch einfache, natürliche Gymnastik, Keulenschwingen, Ballspiele, Hallenspiele und ruhige Tänze erreichen wir dieses Ziel. Bei dieser Gelegenheit halte ich es für meine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß in dieser Weise in den Verbänden für Leibesübungen gearbeitet wird; daß in ihnen die Breitenarbeit und die Durchschnittsleistung viel wichtiger ist als die Höchstleistung, und daß in dem Worte „Turnen" nicht etwa nur das enge Gebiet des Geräteturnens umschlossen ist, sondern daß Turnen die ganze Vielseitigkeit der Leibesübungen umfaßt. Leider ist die Öffentlichkeit noch immer nicht darüber unterrichtet, darum muß es bei jeder Gelegenheit besonders betont werden.

Die enge Verbindung der Leibesübung zu der Pflege des Volkstums geht am besten daraus hervor, daß Jahn den Begriff „Volkstum" geprägt und ihm in seinem Buch „Deutsches Volkstum" Inhalt gegeben hat. Erst nachdem ist sein Buch „Die deutsche Turnkunst" entstanden. In unseren Abteilungen für ältere Frauen sind die deutschen Volkslieder lebendig. Manch schöner Volkstanz aus vergangener Zeit ist aufgelebt. Auf gemeinsamen Wanderungen erschließt sich die Schönheit der Heimat, und ein Gemeinschaftsleben und Kameradschaftsgeist lebt unter diesen Frauen, der mit dem Cliquenwesen und dem Kränzchenklatsch vergangener Jahre gründlichst aufräumt. Es braucht nicht betont zu werden, daß die Festgestaltung durch den Einfluß der reifen Frau wertvoller geworden ist. Wenn die Ausübung des Turnens die Frau auch einige Stunden in der Woche dem Hause entzieht, so sind diese Stunden dennoch von Segen gerade für die Stimmung und das Zusammenstehen in der Familie. Wir werden niemals in den Fehler verfallen, die Frauen in den Verbänden so zu beanspruchen, daß sie ihre Pflichten daheim vernachlässigen. Wir wissen wohl, daß die erste und wichtigste Arbeit im Heim zu leisten ist. Aber wir wollen ihr für diese Arbeit die nötige Kraft und den inneren Schwung geben.

Im Reichsbund für Leibesübungen, der dem Reichssportführer v. Tschammer und Osten untersteht, ist ein Reichsfrauenausschuß gegründet, dessen Aufgabe es sein wird, Richtlinien für eine gesunde

und erfolgreiche Form der Leibesübung für die Frau zu schaffen und Mittel und Wege zu ersinnen, um diese Leibesübung an die gesamte deutsche Frauenwelt heranzutragen. In Gemeinschaft mit den nationalsozialistischen Frauenschaften und dem Deutschen Frauenwerk wird es gelingen, so stark in das Volk hineinzurufen, daß niemand, der noch einigermaßen im Besitz seiner körperlichen Kräfte ist, noch beiseitestehen kann. Es ist die weitere Aufgabe, die Ausübung der Leibesübung so billig zu gestalten, daß niemand sie entbehren muß, weil er die Kosten für sie nicht aufbringen kann. Gerade die Menschen, die schon so im Leben viel entbehren müssen, sollen die Kraft- und Freudequelle der Leibesübung kennenlernen. Die Leibesübung ist kein Leckerbissen für die wohlhabenden Menschen, sie ist billige Alltagskost für jeden von uns.

Unser Führer hat die körperliche Ertüchtigung an die erste Stelle in der Gesamterziehung gestellt. Das ist ein Aufruf an das ganze deutsche Volk. Er richtet sich vor allem an die Frauen. Was nutzen alle theoretischen Belehrungen über die Aufartung unseres Volkes, wenn wir nicht zu Taten kommen? Das muß jeder einzelne bedenken. Die Tat, die uns helfen kann, ist die Pflege einer natürlichen Leibesübung.

Gesunde Frauen durch Leibesübung,
Gesunde Frauen, gesundes Volk.

Gedanken über die Ehe im nationalsozialistischen Staat.

Von Dr. Else Vorwerck.

So mannigfaltig die Regungen der Natur, so verschiedenartig und reichgestaltig das Wesen der Menschen, immer vollzieht sich im tiefsten Grunde ein unabänderliches Gesetz, das Gesetz des Lebens. Es spiegelt sich wider in dem Zueinander zweier verschiedener Wesen und in der Entstehung neuen Lebens aus ihrer Verschmelzung. Damit ein neuer Mensch werde, muß die Natur das geschlechtliche Aufgespaltensein überwinden durch die Einswerdung von Mann und Frau.

Bis in die feinsten Regungen der Seele und des Geistes zeigt sich die Verschiedenartigkeit der Geschlechter. Immer trägt der einzelne Mensch, ob Mann oder Frau, das Schicksal des Teilseins, und immer sucht der Teil den anderen Teil zu seiner Ergänzung, zu seiner Ganzwerdung und Vollendung.

In der Entwicklung unserer Zivilisation waren wir bei einem Zustande angelangt, in dem die Überzeugung von der Selbstherrlichkeit des einzelnen Menschen, von seiner Vollendung in sich selbst, von seiner Selbstgenügsamkeit so groß geworden war, daß selbst in den Beziehungen zwischen Mann und Frau nur mehr ein Nebeneinander zweier gleichartiger Menschen gesehen wurde, deren Verschiedenartigkeit und also Ergänzungsfähigkeit ausschließlich in ihren körperlichen Geschlechtsfunktionen bestände. Es heißt die natur- und gottgewollte Ganzheitsbeziehung zwischen Mann und Frau herabwürdigen, wenn man in ihr nichts anderes sieht als etwa die Befriedigung körperlicher Begierden, das Ausleben ungezügelter Triebe. Dann allerdings wird die Auffassung erklärlich, als wäre das Weib das Gefäß der Sünde. Das Kind aber ist dann tatsächlich nur die Folgeerscheinung einer leidigen Unbeherrschtheit.

Wie abtrünnig kann der Mensch in seiner Kleinheit von der erhabenen Größe der Naturgesetzlichkeit werden! Ist doch das Kind die lebendige Verkörperung des totalen Ineinanderaufgehens von Mann und Frau, d. h. es ist der Träger nicht nur der körperlichen, sondern auch der seelischen und geistigen Anlagen seiner Eltern. Die gegenseitige Hingabe von Mann und Frau ist im tiefsten Grunde nicht so sehr ein Hingeben des Ichs an das Du, vielmehr ist es ein gemeinsames Sich-Hingeben an ein Drittes, eben an die Einheit, die auf ihrer gegenseitigen Ergänzung beruht und lebendigen Ausdruck im Kinde findet. Diese echte Liebe

zwischen Mann und Frau, zu der das Kind mindestens der vorstellbaren Möglichkeit nach dazu gehört, ist das natürlichste und zugleich vollkommenste Gemeinschaftserlebnis, das uns im Menschenleben begegnet.

Das Ich fühlt sich zu einem Du hingezogen und lernt sich selber an der Andersartigkeit dieses Du erst kennen. Das Du aber wendet sich mit Teilnahme und Liebe dem Ich zu, und das Ich steigert sich in seinen vom Du geliebten Eigenschaften und Anlagen zu ungeahnter Vollendung und wächst dadurch gleichsam über sich selbst hinaus. Darin liegt die tiefe erzieherische Wirkung jeder wahren Liebe. Wo diese Gemeinschaft zerbricht, da handelt es sich nicht um ein bloßes Auseinandergehen zweier in sich abgeschlossener, „selbständiger" Menschen, sondern da handelt es sich um eine innere Verarmung und Verkümmerung dieser Menschen. Ihre Gemeinschaft hatte sie beide selbst überhöht, und das Schrumpfen dieser seelischen Werte ist nicht nur ein Verlust für sie selbst, sondern ebenso auch für die größere Gemeinschaft des Volkes. Denn die Erweckung ihrer besten Anlagen und die Steigerung ihrer seelischen Fähigkeiten wirkte sich unbewußt aus in der Atmosphäre des Hauses als der ersten Erziehungsstätte der Kinder, wirkte sich auch aus auf das Berufsleben des Mannes, und überhaupt in allem Tun und Handeln.

Das ist der wahre, natur- und gottgewollte Gehalt der Liebe zwischen Mann und Frau. Diese Gemeinschaft kann nicht allein auf erotischen oder gar nur triebhaften Empfindungen beruhen. Vielmehr muß sie gegründet sein in einem Abgestimmtsein von Mann und Frau auf allen Gebieten des Denkens, Wollens und Handelns. Bevor daher der Bund geschlossen wird, ist eine Prüfung nötig, ob sich auch wirklich ein reiner Zusammenklang der Seelen ergibt. Wohl sprechen die wirtschaftlichen Umstände ein gewichtiges Wort mit, aber sie sind nicht in erster Linie für die Harmonie der Gemeinschaft bestimmend. Immer wird das Gleichgerichtetsein des Fühlens, Denkens und Wollens die sicherste Gewähr für eine wahrhaft beglückende Liebesgemeinschaft sein. Von wesentlicher Bedeutung für dieses Gleichgerichtetsein ist die rassische Verwandtschaft. Wir wissen heute, daß jede Rasse ihre besonderen seelischen Eigenarten hat, daß jede Rasse den Dingen und Erscheinungen der Welt und des Schicksals mit einem anderen Lebensgefühl, mit einer anderen Auffassung und einer anderen inneren Haltung gegenübertritt. In dieser durch die Rasse mitbedingten inneren Haltung müssen Mann und Frau übereinstimmen, wenn anders ihre Gemeinschaft keinen Bruch erleiden soll, sei es nun eine mehr idealistische oder mehr realistische, eine aktive oder passive Haltung.

Es entspricht unserer überwiegend nordischen Einstellung, daß wir auch in der Gemeinschaft zwischen Mann und Frau letzte Tiefen suchen, daß wir vordringen bis zu den feinsten Regungen der Seele. In der Frau sehen wir deshalb nicht nur die Geliebte des Mannes oder die Gebärerin seiner Kinder, sondern zugleich auch seine Gefährtin auf allen Lebenswegen, seine Mitstreiterin im Lebenskampf, seine Mitarbeiterin an seinem Lebenswerk, und letztlich seine Mitkämpferin um jenes Reich, das nicht mehr von dieser Welt ist. So wie dem nordischen Menschen überhaupt ein besonders ausgeprägtes Ehrgefühl eigen ist, so empfindet es auch die nordische Frau als eine Kränkung ihrer Ehre und eine Herabsetzung ihrer Würde, wenn man ihr die Anerkennung und die Achtung als ebenbürtige Gefährtin des Mannes versagt. Ihr Ehrgefühl und ihr Stolz sind größer und tiefer, als daß sie sich nur auf die Unantastbarkeit ihres Leibes beziehen könnten. Das Glück ihrer Gemeinschaft mit dem Manne hat zur Voraussetzung, daß sie den Mann achten kann und von ihm auch geachtet wird. Eine Ehe zwischen nordischen Menschen kann daher an seelischen Vorgängen zerbrechen, die in der Ehe andersrassischer Menschen noch kein Grund zur Trennung sein mögen.

Das tiefe seelische Aufeinandereingehen und Ineinanderwachsen bedingt nun ferner, daß diese Bindung zwischen Mann und Frau von Dauer sein muß und nicht beliebig lösbar sein kann. Da überdies in seinem innersten Wesen nie ein Mensch dem andern gleicht, wäre eine Auswechselbarkeit des einen oder des anderen Teils dieser Gemeinschaft nicht vorstellbar. Die Treue zwischen Mann und Frau ist also nicht als eine Forderung bloß aus Gründen des Ansehens, der Bequemlichkeit oder der Zweckmäßigkeit aufzufassen, sondern sie ist vielmehr eine sittliche, d. h. innerliche, eben in der totalen Gemeinschaft beruhende Notwendigkeit. Es ist wahrhaft die Treue bis zum Tode.

In jeder Frau unseres Volkes lebt ein natürliches, gleichsam instinktives Wissen um diese echte Liebe und Treue. Daher wird die Frau auch immer von der Ehe als der gesellschaftlich gegebenen Form der Liebesgemeinschaft verlangen, daß sie auf dem Bekenntnis zur Treue und dem Willen zur Dauer aufgebaut ist. Sie wird allen Bestrebungen, die an jenen Voraussetzungen rütteln, fremd gegenüberstehen.

Es sei hier nur kurz auf Ehereformvorschläge hingewiesen, wie sie auch in unserm Volk eine Zeitlang lebhaft erörtert wurden. Allen diesen Reformvorschlägen, wie Zeitehe, Kameradschaftsehe, Jugendehe, Stufenehe, fehlte die Voraussetzung der Treue der Ehegatten gegeneinander und der Verantwortlichkeit gegenüber dem Kinde. Wie gesagt handelt es sich in der Ehegemeinschaft um tiefste seelische Vorgänge, und

wer durch eine Eheschließung die Verantwortung für diese seelische Gemeinschaft auf sich nimmt, der kann nicht von vornherein mit dem Gedanken einer zeitlichen Begrenzung (Zeitehe, Jugendehe) oder einer Auswechslung des Partners (Kameradschaftsehe) spielen. Alle diese Erscheinungen gehörten der liberalistischen Zeit an, in der Egoismus, Triebhaftigkeit und seelische Verflachung so weit gediehen waren, daß geradezu das Leben selbst problematisch geworden war. Denn der letzte Grund jener Ehereformvorschläge war das Haltloswerden der Ehen infolge der beabsichtigten Kinderlosigkeit.

Die Kinderlosigkeit aber ist zugleich das Signal für alle volksbewußten Menschen geworden, aus dem sie ersahen, daß Ehefragen nicht nur private Angelegenheit sind, sondern geradezu das Schicksal eines Volkes an der Wurzel berühren. Es ist das Verdienst des Nationalsozialismus, die Erörterung von Ehefragen aus der Ebene einzelmenschlicher, psychologischer Betrachtung herausgehoben zu haben auf die Ebene gesamtvolklicher, rassenbiologischer und soziologischer Betrachtung. So wie auf allen Gebieten des Lebens hat der Nationalsozialismus auch auf diesem Gebiet den Blick auf das große Ganze gelenkt, um von hier aus alle Einzelvorgänge des volklichen Lebens zu beurteilen. Indem er das Fortbestehen des deutschen Volkes in einer möglichst großen Zahl gesunder Kinder als obersten Gesichtspunkt seiner Bestrebungen hinstellt, gibt er zugleich allen Ehereformgedanken eine ganz bestimmte Richtung. Man könnte sagen: indem das Volk sein Leben mit einem neuen Inhalt erfüllte, wurde gleichzeitig auch der Ehegemeinschaft erneut ein Sinn und zwar der uralte und ewige Sinn der Fruchtbarkeit und Fortpflanzung gegeben.

Ein neuer Standpunkt ist für die Betrachtung der Ehefragen in der Forderung der Erbgesundheit hinzugekommen. Der Staat beansprucht von jedem Menschen die Verantwortlichkeit gegenüber der Erbgesundheit der neuen Generation. Gleichzeitig erkennt er damit jedem Volksgenossen das Recht auf gesunde Nachkommenschaft zu, wie es ja auch dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses zugrunde liegt. Niemand wird die Sterilisierung als einen unberechtigten Eingriff in persönliche Rechte ablehnen, der sich einmal klarmacht, wieviel persönliches und eheliches Leid aus der Zeugung hilfloser, nicht lebensfähiger, minderwertiger oder gar mit verbrecherischen Anlagen behafteter Kinder entsteht, ganz zu schweigen von der gesamtvolklichen Schädigung. Gerade die Frauen werden solchen Ausleseerwägungen Verständnis ent-

gegenbringen. Ist doch ihr Wunschbild das gesunde, kräftige, schöne und charakterlich wertvolle Kind.

Auch die rassische Auslese gehört zu den Zielen des Nationalsozialismus. Einmal ist — wie oben ausgeführt — vom einzelnen Menschen her gesehen die rassische Übereinstimmung der Ehegatten eine gewisse Gewähr für ein harmonisches Gemeinschaftsleben. Aber darüber hinaus steht vor unsern Augen das ferne Ziel der rassischen Aufartung unseres Volkes und damit die Steigerung seiner Lebens- und Leistungsfähigkeit. Es dürfte nicht zu schwer sein, im jungen Mädchen ebenso wie im jungen Manne Idealvorstellungen zu erwecken, die sie davor bewahren, bei der Gattenwahl einer fremden Rasse den Vorzug zu geben und damit das rassische Erbgut des gesamten Volkes zu beeinträchtigen. Manche Mutter wird diese nationalsozialistischen Bestrebungen als eine starke Unterstützung ihrer sittlichen Erziehungsarbeit an ihren Kindern begrüßen.

Neben den erb- und rassebiologischen Erwägungen geht der Staat auch von soziologischen Erwägungen aus. D. h. er ist sich der Bedeutung harmonischer Ehen im Hinblick auf die erzieherischen und sozialen Auswirkungen bewußt. Er weiß genau, daß leichtsinnig geschlossene und unausgeglichene Ehen dem Familienleben nicht die innere Kraft und Geschlossenheit geben können, die im Hinblick auf das Heranwachsen und die charakterliche Bildung der Jugend unbedingt erforderlich sind. Er weiß ferner, daß mangelndes Gemeinschaftsgefühl der Ehegatten oft zu einer Verlotterung und Zerrüttung der wirtschaftlichen Grundlagen des Familienlebens führt, deren Ordnung und Regelmäßigkeit wiederum vor manchem sozialen Elend bewahren.

In diesem Zusammenhang darf nicht unterlassen werden, die Frage der sog. „freien Liebe" und des unehelichen Kindes zu streifen. Ein Staat, dem es nicht allein auf eine möglichst große Zahl von Kindern ankommt, sondern der gleichzeitig auf einen hohen Stand körperlicher und seelisch-geistiger Gesundheit Wert legt, und der durch wirtschaftliche und erzieherische Maßnahmen ein Familienleben zu gewährleisten strebt, das der Jugend eine wertvolle Erziehungsstätte sein soll, ein solcher Staat kann niemals neben der Ehe eine freie Liebe dulden, kann ebenso niemals die uneheliche Mutterschaft der ehelichen gleichsetzen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der Staat sich nicht der unehelichen Mutter bzw. des unehelichen Kindes in fürsorgerischer Weise annimmt. Aber eine gesetzliche und das würde bedeuten wertmäßige Gleichsetzung der unehelichen mit der ehelichen Mutterschaft ist deshalb unmöglich, weil damit das Ansehen, die Würde und die Anerkennung der volklichen Be-

deutung des Ehe- und Familienlebens herabgesetzt und untergraben würden.

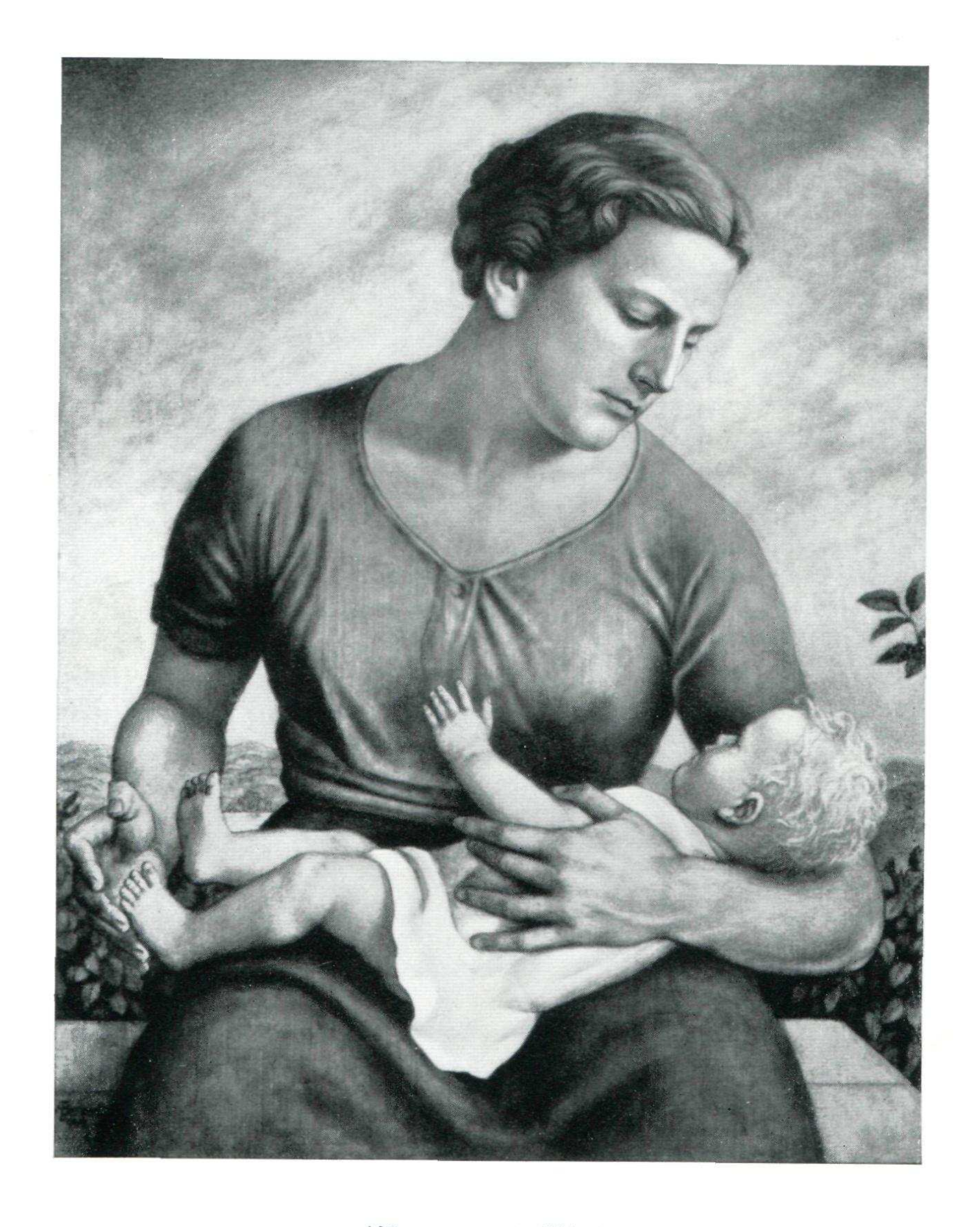
Die Frau sieht in Ehe und Mutterschaft die schönste Erfüllung ihrer Lebensaufgabe und zugleich ihre größte Leistung für die Volksgemeinschaft. Sie wird deshalb bei der Ausübung ihrer ehelichen und mütterlichen Pflichten das Gefühl haben, ihr Amt im Staate voll und ganz zu erfüllen, und damit den Wunsch, in dieser ihrer Pflichterfüllung auch anerkannt zu werden. In ihrer volklichen Gliedhaftigkeit steht sie ebenbürtig neben dem Manne. Vor ihrem Gewissen trägt sie die Verantwortung für ihre Familie, für ihre Kinder genau so wie der Mann. Diese selbstverständliche Verantwortlichkeit und Übernahme der Pflichten wird auch die Grundlage für ein nationalsozialistisches Eherecht sein. Erkennt der Staat der Ehefrau und Mutter die höchste Würde im Volke zu, so wird er ihr auch jeden Schutz angedeihen lassen.

Die Ehefragen haben durch die nationalsozialistische Ideenrichtung neuartige Beleuchtung erfahren. Mann und Frau haben wieder gelernt, daß eine Ehe nie und nimmer aus Egoismus und Materialismus, oder unter den Zweckgesichtspunkten der Triebbefriedigung und der Bequemlichkeit geschlossen werden darf, sondern daß dieser Schritt die Übernahme größter Verantwortung bedeutet. Diese Verantwortung erstreckt sich auf den Ehegefährten in seinem vollen körperlichen und geistig-seelischen Menschentum, erstreckt sich ebenso auf das zu erwartende Kind und darüber hinaus auf die Zukunft unseres deutschen Volkes.

+

Ich will, daß Dein Sieg und Deine Freiheit sich nach einem Kinde sehne. Lebendige Denkmale sollst Du bauen Deinem Siege und Deiner Befreiung. Über Dich sollst Du hinausbauen. Aber erst mußt Du selbst gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele. Nicht fort sollst Du dich pflanzen, sondern hinauf. Dazu helfe Dir der Garten der Ehe.

Nietzsche.



Mutter und Kind

Gemälde von A. Bernert
Wald-Bad Oppelsdorf i. Sa.

Ein Wiegenlied.

Bei Mondschein zu singen.

So schlafe nun, du Kleine!
Was weinest du?
Sanft ist im Mondenscheine
und süß die Ruh'.

Auch kommt der Schlaf geschwinder
und sonder Müh';
der Mond freut sich der Kinder,
und liebet sie.

Er liebt zwar auch die Knaben,
doch Mädchen mehr,
gießt freundlich schöne Gaben
von oben her

auf sie aus, wenn sie saugen,
recht wunderbar;
schenkt ihnen blaue Augen
und blondes Haar.

Alt ist er wie ein Rabe,
sieht manches Land;
mein Vater hat als Knabe
ihn schon gekannt.

Und bald nach ihren Wochen
hat Mutter mal
mit ihm von mir gesprochen:
sie saß im Tal,

in einer Abendstunde,
den Busen bloß,
ich lag mit offnem Munde
in ihrem Schoß.

Sie sah mich an, für Freude
ein Tränchen lief,
der Mond beschien uns beide,
ich lag und schlief.

Da sprach sie: „Mond, o scheine,
ich hab sie lieb,
schein Glück für meine Kleine!"
Ihr Auge blieb

noch lang am Monde kleben
und flehte mehr.
Der Mond fing an zu beben,
als hörte er,

und denkt nun immer wieder
an diesen Blick,
und scheint von hoch hernieder
mir lauter Glück.

Er schien mir unterm Kranze
ins Brautgesicht,
und bei dem Ehrentanze;
du warst noch nicht.

Matthias Claudius.

Eine junge Mutter erzählt:
Ein Tag der Freude mit meinen Kleinen.

Von Erika Lingner.

Strahlend hell, rötlich liegt die Morgensonne auf den hohen Kiefern, die sich im leichten Wind wiegen, als die Mutter wach wird. Sie genießt noch die wenigen Minuten tiefster Ruhe und wartet auf das erste Freudentönchen aus dem Kinderzimmer. Dort schlafen ihre Drei, die zwei großen Buben und nun das winzig kleine neue Schwesterchen. Ehe nicht das kleine Mädchen die Äugchen aufschlägt und sich durch frohes Krähen meldet, eher rühren sich die Brüder nicht. Aber dann ist auch kein Halten mehr, sie stürzen aus ihren Betten an das Körbchen des Allerkleinsten, begrüßen und bewundern sie, geben ihr etwas zum Spielen in das kleine, zusammengeballte Händchen, fahren sie ein bißchen hin und her, bis das Schwesterchen sich auf sein Recht besinnt und kräftig nach dem Frühstück brüllt. Aber da steht auch schon Mutter in der Tür: „Guten Morgen!" — „Guten Morgen!" „Heut ist Sonnenschein", „heut brauchen wir nur ein Höschen an und springen in den Garten!" Aber zu allererst, das geht einfach gar nicht anders, müssen sie zusehen, wie das Schwesterchen zu trinken bekommt. Da kuscheln sie sich alle noch einmal in Mutters warmes Bett, das Kleinste darf selbstverständlich in ihrem Arm liegen, und die Brüder versuchen nun, dem Schwesterchen so nah wie möglich einen Platz zu finden. Urselchen aber, die kümmert sich um gar nichts, sie ist ganz verhungert, für sie hat nichts Interesse, sie quiekst in den höchsten Tönen, fuchtelt mit Ärmchen und Beinchen in der Luft herum. Plötzlich tiefste Stille, und man hört nur noch befriedigtes Schlucken — sie ist besänftigt. Die Brüder lachen und sehen ihr zu, einer nimmt ihr Händchen, einer ihr Füßchen, denn jeder will etwas von ihr, etwas zum Liebhaben und Küssen. Und dann kommt eine wunderschöne Viertelstunde: 6 Äugelchen sind auf Mutter gerichtet, 3 rote Mündchen plappern und erzählen und lachen. Was sie alles geträumt haben, vom wilden Löwen, vom Verstecken im Garten, vom kleinen Schwesterchen, das plötzlich stehen und laufen konnte, was man sich doch kaum denken kann! Inzwischen sieht Klaus immer nach der Uhr, leider, leider rückt der Zeiger immer weiter vor, und wenn er an einem bestimmten Punkt angekommen ist, heißt es unerbittlich: aufstehen, zur Schule gehn! Vater, Mutter und er ziehen sich nun an,

und die glücklichen beiden Kleinen, die noch keine Schule fordert, bleiben noch ein bißchen liegen, bauen sich Höhlen aus Decken und Kissen, erzählen sich darunter, bis Mutter mit einem Ruck lachend alles wegzieht, sich eins von den Strampeltierchen greift und für den Tag fertig macht. Urselchen bekommt ihr geblümtes Mädelskleidchen an, das mit den Schleifchen, auf das die Brüder so stolz sind, und dann wird sie in ihrem rosigen Körbchen auf die Terrasse gefahren, mitten hinein in den hellsten Sonnenschein. Vor Freude hebt sie die Beinchen in die Luft und spielt mit ihren rosigen kleinen Zehen. Über ihr nickt eine große gelbe Sonnenblume mit ihrem freundlichen Gesicht, und das kleine Menschenkind lacht und streckt ihr die Ärmchen entgegen. Vögel zwitschern, bunte Schmetterlinge fliegen umher, Hummeln und Bienen fliegen um Sonnenblumen und Malven, und die würzige Waldluft streicht über unser Kind dahin. Immer kleiner werden die Augen, das Köpfchen dreht sich zur Seite, und mit hochgereckten Ärmchen schläft es süß in den Tag.

Wenn der Vater und der Schulbub zur Arbeit ausgezogen sind, lebt Mutter nur für ihre beiden Kleinen. Sie sind dann immer um sie herum. Da werden die Zimmer fertig gemacht, da wird im Garten Unkraut für die Kaninchen gerauft, da werden die gelben Bohnen für das Mittagessen gepflückt und im Garten gleich abgefädelt. Martin sucht im Garten die schönste Blume und pflückt sie für Mutter. In der Küche hat er selber eine Vase stehen und dahinein stellt er den Löwenzahn, die kleinen Storchschnäbelchen oder ein verspätetes Stiefmütterchen, immer eine Überraschung und Freude für die Mutter. Das Schönste am ganzen Vormittag aber ist, wenn das Kleinchen gebadet wird. Brüderchen läßt das warme Wasser in die kleine Wanne laufen, wirft das Schwämmchen hinein, stellt die Seife bereit, holt das Badetuch. Und dann plantscht unsere kleine Prinzessin, spritzt uns mit Armen und Beinen das Wasser ins Gesicht und lacht und strahlt und kräht. Dann wird sie ins Badetuch gewickelt und ein richtiges Paket aus ihr gemacht, das dann unter Rubbeln und Jubel aufgepackt wird. Erst kommen zwei Beine heraus, dann ein dicker Bauch und schließlich liegt ein frischgewaschenes fröhliches Kindel vor uns, das nun schnell Hemdchen und Jäckchen übergezogen bekommt, Kleidchen drüber, Härchen gebürstet, und dann wird der Teller mit Haferflocken und rohen geriebenen Äpfeln geleert, und wieder versinkt sie in ihrem Körbchen in dem geblümten Kissen, das mit Mutters Haaren gefüllt ist, und auf dem sie so weich und geborgen wie in Mütterchens Arm ruht.

Mittagessen gibt es natürlich im Garten, wo Vater aus Baumstämmen und Brettern Tisch und Bank gezimmert hat. Die alte Eiche

schützt vor der Sonne, ab und zu fällt eine Ameise in den Teller oder eine Eichel plumpst in die Suppenschüssel. Mittags haben wir eine große Tafelrunde, und alles, was nur zum Haus gehört, sitzt dabei und läßt sich's schmecken. Dann stellen die Buben Mutters Liegestuhl an die stillste und wärmste Ecke dort bei den Pfirsichen, Martin schleppt ein Kissen herbei und Klaus holt eine Decke. Fürsorglich wird Mutter eingepackt zum Mittagsschläfchen, denn nur, wenn sie sich in der Mitte des Tages von der Arbeit erholt hat, gibt es einen vergnügten Nachmittag. Da packen wir unser kleines Mädel in den blauen Kastenwagen, den Vater einmal zum Geburtstag eines Jungen baute. Und die Brüder fahren sie in den Wald spazieren. Stolzer fährt keine Königin in einer gläsernen Kutsche mit sechs schneeweißen Schimmeln bespannt als unsre kleine Tochter mit ihren großen Brüdern. Auf der Wiese wird sie herausgenommen und ins Grün gelegt, die Brüder pflücken ihr die schönsten Blumen, Mutter bindet sie mit einem Grashalm zum Kränzchen zusammen, das Krönchen für die Prinzessin. Oder aber Mutter sitzt im Garten und näht und strickt für ihre kleine Schar. Neben ihr steht das Körbchen mit der kleinen Tochter, die jedesmal lacht, wenn sie einen Blick der Mutter erhaschen kann. Hinten am Zaun schaufeln sich die Buben eine tiefe Höhle aus, da wollen sie sich einrichten und sich für Regenwetter ein romantisches Unterkommen sichern.

Sonne, Blumen, Kinder, Ruhe, Freude: Harmonie.

Punkt sechs Uhr steht eine große Schüssel Griesbrei auf dem Tisch, die Abendvergnügung für alle Kinder. Ursula sitzt auf der Mutter Schoß, hat ein großes Lätzchen umgebunden und darf zusammen mit den großen Brüdern essen. Sie guckt zum größeren, dann zum kleineren Bruder und fühlt sich so recht wohl in ihrer Rolle als: die kleine Schwester.

Und dann geht's hinauf ins Kinderzimmer, sehr rasch ziehn sie sich aus, denn sie wissen schon: jetzt trägt Mutter das Körbchen die Treppe herauf, dann kommt Vater mit seinem kleinen Mädchen auf dem Arm mit der alten Flöte, und dann wird noch gesungen. Friedlich, sauber gewaschen in ihren weißen Nachthemdchen liegen die Brüder in dem einen ganz breiten Bett, Mutter setzt sich ans Fußende, die kleine Tochter auf dem Arm. Durch das offne Fenster weht der Abendwind, und ein Sternlein blinkt schon am dunkel werdenden Himmel. „Guten Abend, gut' Nacht, von Rosen bedacht" klingt es feierlich durchs Zimmer. Mutter und Martin singen die erste, Klaus schon die zweite Stimme, und darüber schwebt der klare Ton der Flöte. „. . . morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt". Die Brüder küssen ihr kleines



Aufn. Jutta Selle, Berlin

Nesthäkchen

Schwesterchen, das von Mutter warm in sein Körbchen gebettet wird. Nun werden die Buben eingesteckt, noch ein warmer Kuß von Kindermund, ein letztes streichelndes Händchen, „Mutter, war das heut ein schöner Tag!", dann wird das Körbchen zwischen die beiden Brüderbetten geschoben, ein letztes Winken und Nicken, dann schließt sich die Kinderzimmertür, und drei kleine Seelchen schlafen einem neuen Tag, einem neuen Licht entgegen.

Wenn Vater und Mutter ein paar Stunden später noch einmal zu ihren Kindern hereinsehen, dann atmen sie alle so ruhig und liegen im tiefen Schlaf. Und wenn Mutter einschläft, dann fühlt sie zutiefst in ihrem Herzen noch die große Freude über ihre fröhlichen gesunden Söhne, und neben ihrem Kopf glaubt sie das kleine, flaumige, warme Köpfchen ihres allerkleinsten Mädchens zu fühlen.

Kinder am Tag um sich, Kinder bei Nacht um sich, herrlichste, schönste, schöpferischste Zeit eines Frauenlebens:

Mutter.

+

Zehn Brahmanen überragt ein Lehrer an Würde, zehn Lehrer ein Vater, zehn Väter oder auch wohl die ganze Erde übertrifft an Würde eine einzige Mutter, welche Ehrwürdigkeit kommt der einen Mutter gleich.

Indischer Spruch.

Mädchenerziehung.

Von Hedwig Förster, Berlin.

Eine Flut von Büchern und Schriften ist 1933/34 auf uns niedergeprasselt; eine köstliche Gabe an das deutsche Volk ist wenigstens darunter, das Büchlein: „Die Mutter." Dank des Dichters (Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz). In wenig mehr als 50 Seiten legt es ergreifendes Zeugnis von dem Segen ab, der unserem Volke aus dem selbsthingegebenen Dienst unserer Mütter erwächst. Eindringlicher als alle Worte es vermögen, lehrt hier das Leben selbst, daß im Leben nicht das Wissen um Notwendigkeiten, noch das Reden darüber das Entscheidende ist, sondern der selbstlose Einsatz: ohne Vorbehalt und ohne Abweichung. Nur so wachsen jene Gestalten heran, vor denen sich alles in Demut und Ehrfurcht beugt.

So erzählt Heinrich Lersch: „Die Mutter war eine ganz kleine Frau, hatte ein rundes, weißes Gesicht und schwarzes, glattgescheiteltes Haar ... Sie hatte sieben Kinder. Kesselschmiedsbrut kommt schon halbtaub auf die Welt, die Natur ersetzt das fehlende Gehör durch größere Stimmkraft. Wenn wir die Küche mit unbeschreiblichem Lärm erfüllten, so klang manchmal vom Waschfaß leise und ruhig das Wort: Kinder! Mit dem einzigen Wort „Kinder" in vielfältiger Betonung, aber immer gütig und mild, hat Mutter uns erzogen. Nie, trotz dieser proletarischen Umgebung, nur ein rohes oder Schimpfwort sprach sie aus; sie glaubte so an das Anständige und Gute in ihren Kindern, daß Beifügungen wie bös oder schlimm in ihrer Sprache fehlten. Sie hat uns nie etwas zu tun befohlen, nie gesagt: Ihr müßt! Ihr sollt! Wenn wir etwas zu tun unterlassen hatten, meldeten wir uns sofort bei ihr und beichteten. Mutters freudiger Blick sagte uns, daß sie an den anständigen Kerl in uns glaubte. Wir lebten alle im Bannkreis der mütterlichen Zucht wie im lautlosen, leuchtenden Licht der Sonne ..."

Und Joseph Wittig berichtet, wie sein Vater sich seine Frau aus dem Hause einer Witwe geholt habe, und er erzählt: „Sie kann ja nur spulen und weben", sagten abmahnend die Angehörigen des Vaters, die wohl wußten, wieviel andere Kunst und Kraft eine Ackerstelle erforderte. Denn der Vater war in einer auswärtigen Fabrik beschäftigt und konnte nur Sonntags daheim sein.

Da riß sich die Kraft der jungen Weberin zusammen. Sie mußte auch im neuen Heim den Webstuhl aufstellen, denn des Vaters Wochenlohn

war karg. Aber ihre Felder mußten ebenso üppig im Halm stehen wie die Felder der Nachbarn, und die Kühe im Stall mußten glänzen vor Reinlichkeit und Fülle. In der Sonne funkeln mußten die Messingreifen von Butterfaß und Butterschaff! Und es lag jedes zweite Jahr ein Kindlein in der Wiege.

Da kam jener Stolz über meine Mutter, der sich auf der Höhe ihres Lebens als Hoheit offenbarte. Und eine Freudigkeit und Gewißheit, die den Verdüsterungen des Lebens die Waage hielt. Fast immer ohne den Schutz des Mannes, umgürtete sich ihr liebfräuliches Wesen mit einer Wehrhaftigkeit, vor der die wildesten Männer Respekt hatten. Recht und Gesetz wohnten weit ab, und es gab noch keinen Fernruf an die Polizeiwache. Da mußte das Leben eigene Wehrhaftigkeit haben.

Meine Mutter wurde ganz eins mit dem Ackerboden, den sie ohne fremde Hilfe bebaute. Da war auch keine Krume, die sich nicht einmal in der Hand gehabt hätte. Ihr Lebensodem und der Ackerbrodem gingen ineinander über. Die Leute sprachen manchmal davon, daß unser Acker ganz besonders gesegnet sei, und manche konnten sich den Segen in unserem Stalle nicht anders erklären als durch Annahme einer geheimnisvollen Kraft. Das war eben meine Mutter ... Das Bild meiner Mutter war nie das Bild eines Mütterleins. Selbst als das Alter die Höhe ihrer Gestalt gemindert hatte und ich weit über sie emporgewachsen war, erschien sie mir so hoch, daß ich es nur einmal wagte, ihren Kopf in meine Hände zu nehmen und an meine Brust zu legen, damals, als ich heimkam; als der Tod ihr wieder eine geliebte Tochter aus dem Hause geführt hatte. Ein tiefes Erbeben ging durch meine Mutter und mich; das ganze Leben schien von Grund auf verwandelt.

Ich war damals vierzig und meine Mutter fünfundsiebzig ..."

Unsern Vätern, Männern und Jungmannen muß als Wunschbild wieder im Herzen leben, von Frauen umgeben zu sein, die eine Beruhigung und ein Ansporn zugleich sind, in deren Nähe das Leben reicher erblüht und sich zugleich bändigt zu gehaltener Form.

Da liegt die Erziehungsarbeit, die alle zu leisten haben auf ihre Art, schlicht, ohne viel Aufhebens, aber zäh. Nur wenn sie alle sie leisten, die Väter und Mütter, die Erzieher und Erzieherinnen, die Männer und Frauen im Erwerbsleben und die Jugend, nur dann dürfen wir hoffen, daß das nationalsozialistische Hochziel von kommenden Geschlechtern wirklich erreicht wird: daß wir wieder ein sauberes, stolzes und leistungsfähiges — ein germanisches Volk werden, so wie das Schicksal es von uns fordert.

Die Eltern haben die entscheidende Arbeit zu leisten. Was sie ihren

Kindern an „Treue, Opferwilligkeit und Verschwiegenheit", an unentwegtem, anspruchslosem Dienst für Familie und Volk vorleben, das schlägt in den Kindern Wurzeln und wird zum unverlierbaren Maßstab für das ganze Leben. Dann empfinden die Kinder es als selbstverständliche Pflicht und Ehre, ihren Eltern nachzueifern, sie bei der Arbeit zu unterstützen und selbst in einen immer größeren Pflichtenkreis hineinzuwachsen. Entscheidend sind vor allem die ersten Lebensjahre, und da erwächst der Mutter die hohe Aufgabe, durch Wesen und Wirken die Erbanlagen der Kinder in treuer Sorge zu überwachen, zu lenken und zu formen.

August Winnig erzählt, er sei seiner Mutter Sorgenkind gewesen, „aber nicht darum, weil ich das jüngste ihrer Kinder war, sondern weil sie früh merkte, daß unser Bluterbe in mir stärker war als in meinen Geschwistern. Zu diesem Erbe gehörte ein abenteuerlicher Sinn, der den Rausch des großen Erlebnisses und des tiefen Gefühls suchte, und der seltsamerweise mit einer Lässigkeit im wesentlichen gepaart erschien. Ich bin mir darüber erst als reifer Mann klar geworden, aber meine Mutter muß das früh gewußt haben.

So oft ich darüber nachdenke, wie sie mich erzogen hat, immer erkenne ich mehr, wie ihre Erziehungsarbeit ein Kunstwerk war. Von meinem zehnten Jahre an, als mein mir im Alter nächster Bruder gestorben war, habe ich allein im Mittelpunkt ihres Denkens und ihrer Sorgen gestanden. Meine Geschwister waren erwachsen und gingen ihre eigenen Wege. Ihnen war als Kindern im Kommen und Gehen manche Freiheit zuteil geworden. Ich stand unter aufmerksamster Aufsicht und strengen Geboten. Ich fühlte fast körperlich die Zügel ihrer Leitung und wollte mir oft einreden, es sei nun Zeit, sie abzuwerfen, und überhaupt tue Freiheit mir not. Einmal war mir eine Erzählung Kindesrecht von Helene Lange in die Hände gefallen. Ihren Inhalt habe ich vergessen, aber ich erinnere mich, daß ich mit dem Heftchen zu meiner Mutter ging und ihr sagte, diese Geschichte müsse sie lesen. Sie warf einen Blick hinein, dann gab sie es mir lächelnd zurück und sagte: Geh nur mit deiner Geschichte. Ich weiß, was das Recht der Kinder ist".

Die wundervolle Sicherheit, mit der diese Mutter ihren Erziehungsweg ging und ihre lebenslange Wirkung ausübte, war aber nur möglich, weil sie sicher in sich ruhte: weil Wesen und Worte, Wirken und Forderungen eine unlösbare Einheit bildeten und als solche von ihrem Kinde erlebt wurden.

Neben die Erziehungsarbeit der Eltern tritt die Erziehung durch den B.d.M. und die Schule.

Wenn die Mädchen in der Familie durch das Vorleben der Eltern zu treuem Dienst in der gesetzten Gemeinschaft und zu Achtung und Ehrfurcht vor den im Leben und in der Arbeit Erprobten heranreifen sollen, so soll das Leben im Bund zur Kameradschaft erziehen, zur Nachbar- und Nächstenhilfe, es soll Bildungs- und Standesdünkel beseitigen und in gemeinsamer lebensvoller Tätigkeit Kraft und Frohsinn stärken und in geordnete Bahnen lenken. Über allem Tun muß dabei als Leitstern stehen, daß der Bund ein Bund deutscher Mädel und ein Teil der Jugend ist, die den Namen des Führers trägt.

Deutsch sein bedeutet für uns Nationalsozialisten: uns besinnen auf die Gesinnung und Lebenshaltung unserer Vorfahren, da sie noch in strahlender Kraft ein Leben der Zucht und der Ehre lebten, und diese Gesinnung und Haltung zur Richtschnur für unser Leben machen. Das bedeutet für Mädchen vor allem, daß sie den Mann um der Ehe willen lieben, um der Lebensaufgabe willen, die ihnen durch Ehe und Kinder erwächst. Die Körperertüchtigung hat auch nur dann einen hohen völkischen Sinn: wenn sie den Körper zum stolzen Träger eines hochstrebigen, leistungsfähigen Menschen erzieht, die Mädchen im besonderen geschickt macht zu all den Aufgaben, die ein Mutterdasein im Dienst der Familie und des Volkes an sie stellen werden.

Die Schule endlich hat den Mädchen das geistige und handwerkliche Rüstzeug zu geben, daß sie immer ausgebreiteter und immer vollkommener das leisten können, was Haus und Bund und das Leben von ihnen verlangen.

Sie hat ferner das geistig zu begründen, in immer weiteren Rahmen zu spannen, in immer vertiefterer Lebensansicht zu zeigen, was die Mädchen zu Hause, im Bund und im Volksganzen als deutsches Leben erleben und leben.

So haben Eltern und Bund und Schule zusammenzuwirken, daß eine deutsche Frauenwelt heranwächst, von der ganz allgemein gesagt werden kann, was August Winnig von seiner Mutter aussagt: „Wenn ich mir vorstellen will, wie man Armut mit Würde tragen kann, so steht meine Mutter vor mir. Sie war eine rechte Frau und Mutter, und es war kein Falsch in ihr. Das hat ihr Gott gelohnt. Die Liebe, die von ihr ausging, kam von den Menschen zu ihr zurück. Wie muß man dankbar sein, wenn man solch eine Mutter hatte! Das Härteste ist, daß man sie einmal verlieren muß.“

Mütter und Frauen berühmter Männer.

Von Dr. Lydia Kath.

Am Anfang eines jeden Lebensweges steht die Mutter als das ewige Schicksal ihres Kindes. Sie war Erfüllerin schöpferischer Sendung, nun wird sie Führerin, da es in ihre Macht gegeben ist, bestimmend und gestaltend mitzuwirken an der Entfaltung eines Charakters. Gnade wurde ihr zuteil vor vielen Menschen — aber dennoch findet sich jede wahre Mutter klein vor der unendlichen Größe ihrer Aufgabe, demütig im Suchen und glücklich im Finden des rechten Pfades.

Mütterliches Wesen ist allem Naturnahen zugewandt, es fühlt sich jeder jungen Werdekraft wie allem Wachstum auf Erden dienend verpflichtet. So dient die Mutter ihrem Kinde in der klaren Erkenntnis, daß sie es wachsen lassen muß nach den Gesetzen, die ihm auferlegt wurden, daß sie ihm aber helfen muß, sich heranzubilden zu jener lebendigen Form, die seinem Inhalt entspricht.

Vorbildlich im Denken wie im Handeln waren die Mütter berühmter Männer, von denen hier die Rede sein soll. Diese Mütter schufen „im engsten Ringe weltweite Dinge" und waren von solcher Art, daß sie die ihnen von der Schöpfung anvertrauten Gaben: Klugheit, Güte, Natürlichkeit und ahnendes Erkennen in der rechten Weise zu brauchen und zu pflegen wußten. Wohl jeder ihrer großen Söhne hätte so zu sprechen vermocht, wie Kant es tat: „Ich werde meine Mutter nie vergessen; denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir, sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur; sie weckte und erweiterte meine Begriffe, und ihre Lehren haben einen immerwährenden Einfluß auf mein Leben gehabt". Und ebenso hätte jeder die Worte Wilhelm Raabes zu seinen eigenen machen können: „Was man von der Mutter hat, das sitzt fest und läßt sich nicht ausradieren, das behält man, und es ist auch gut so, denn jeder Keim sittlicher Fortentwicklung des Menschengeschlechts liegt darin verborgen . . . Keine Weisheit, die auf Erden gelehrt werden kann, kann uns das geben, was uns ein Wort und ein Blick der Mutter gibt."

Diese Mütter, denen die höhere Gnade zuteil ward, ihre Söhne zu Kündern ewiger Weisheit heranreifen zu sehen, erkannten mit seltener Klarheit, daß sie beides sein mußten: Lehrmeisterin und gütig verstehende Freundin. Und da sie dem Erkennen gerecht wurden, führte wahrhaft gütiges Wesen zur tiefsten und innigsten Freundschaft der

Seelen. Wenn auch weltweite Wege sich trennend zwischen Mutter und Kind legten, so zerbrach doch niemals im Leben die verbindende Brücke, die zueinanderführte, und immer blieb die Mutter ihrem Sohne der Urquell alles Seins: Heimat!

*

Es ist bekannt, daß der größte deutsche Dichter einmal sagte, er habe „vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabulieren" erhalten. In diesen Worten ihres Sohnes liegt recht eigentlich das ganze Wesen der Frau Aja beschlossen, denn eine dichterisch beschwingte Frohnatur war sie, wie es wohl bisher keine zweite unter den Frauen gegeben hat. So, wie ihre Briefe durchpulst sind von der Frische eines humorvoll lebendigen Seins, so ist ihr ganzes Leben durchpulst von jugendlicher Heiterkeit und einer ursprünglichen Naturnähe. Es war nicht ihre Sache, mit dem Schicksal um Verlorenes und Schweres zu rechten, denn es spielte nun eben „so sein Spiel im Verborgenen fort, und tausend gegen eines gewettet, am Ende müßten wir doch gestehen, daß es das Spiel aus dem Grunde versteht". Darum klagte Frau Aja nicht lange, wenn es Bitteres zu überwinden galt, sondern „tat alles gleich frischweg und verschluckte den Teufel, ohne ihn erst lange zu begucken". Leben und Freude entsprangen, wo Katharina Elisabeth Goethe auch immer erscheinen mochte. Sie fesselte den Knaben durch die lebendige Art ihrer Erzählungen — die Freunde des heranwachsenden Sohnes hingen an ihr mit begeisterter Verehrung. Keine andere Mutter war so „jung im Geiste" wie Frau Aja, und keine verstand den brausenden Sturm und Drang der Jugend besser als sie. Es war ihr vergönnt zu sagen, daß niemals eine Menschenseele mißvergnügt von ihr gegangen sei. Denn, so meinte sie, „ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt alt und jung". Zeitgenossen schildern die Goethemutter als eine wunderbare Frau von unerhörter Lebenskraft und Fröhlichkeit, die es verstanden hätte, alles Gute auf Erden zu genießen und das Unangenehme weit von sich weg zu schieben. Sie war eine so glückliche Natur, daß sie noch im hohen Alter von sich sagen durfte: „Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht — suche keine Dornen — hasche die kleinen Freuden — sind die Türen niedrig, so bücke ich mich — kann ich den Stein aus dem Wege tun, so tue ich's — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum — und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut — und der Schlußstein, der Glaube an Gott, der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich." — Es ist selbstverständlich, daß eine Frau von solcher Herzensheiterkeit und Gemütswärme den Genius des Sohnes begreifen mußte. Demütig und dankbar verharrte sie vor seiner Größe und suchte ihn auch dort zu

rechtfertigen, wo seine Handlungen anderen unverständlich blieben. Die Briefe, die Mutter und Sohn einander schrieben, gehören zu dem Schönsten, was wir in deutscher Sprache an Briefen besitzen — nicht nur, weil sich darin dichterische Begabung kundtut, sondern vor allem auch deshalb, weil man zwischen den Worten die tiefen Ströme blutnahen Verstehens rauschen hört.

Wer sich die Welt der lebensklugen Frau Aja zu eigen gemacht hat, sollte an der stilleren Erscheinung von Schillers Mutter nicht vorübergehen. Denn auch Elisabeth Dorothea Schiller kann gerade uns heutigen Frauen ein Vorbild sein in ihrer selbstlosen Hilfsbereitschaft und ihrem unbewußten Opferwillen. Sie war eine einfache, kluge und tief religiöse Frau, deren Leben sich erschöpfte in der Sorge für ihre Nächsten, die aber trotz ihres reichen Tagewerkes noch Zeit fand, sich an der Dichtkunst zu erfreuen und in die Geschichte zu versenken. Sie vererbte ihrem großen Sohne den regen Sinn für alles Schöne in Natur und Geschichte ebenso wie die äußerlichen Merkmale: den schlanken Körperbau, das rötlich blonde Haar, die blauen Augen, die klare, breite Stirn. Schiller hat es mit tiefer Dankbarkeit empfunden, daß der Segen mütterlicher Liebe ihn niemals im Leben verließ. „Meine Mutter liebte mich sehr", schreibt er einmal, „und hat viel um mich gelitten. Sie war eine verständige, gute Frau, und ihre Güte, die auch gegen Menschen, die sie nichts angingen, unerschöpflich war, hat ihr überall Liebe erworben." Frau Elisabeth hatte ein unendlich feines Gefühl für das Wesen ihres Sohnes. Es ist erschütternd zu hören, wie sie sich bemühte, ihm alles Schwere und Bittere ihres eigenen Daseins zu verschweigen, weil er „bei seinen Seelengeschäften Aufmunterung und keine so traurigen Nachrichten ertragen darf". Sie folgte dem Schaffen des Dichters mit immer gleicher Anteilnahme und sich immer steigernder Freude und breitete über sein unruhiges Kämpferleben die Wohltat wärmender, mütterlicher Güte. Die gegenseitigen Briefe legen beredtes Zeugnis ab von den feinen, zarten Beziehungen, die zwischen Mutter und Sohn walteten.

Es ist kein Zufall, daß Elisabeth Schiller in gemeinsamer Grabstätte mit der Mutter des schwäbischen Dichters Eduard Mörike ruht, denn diese beiden Dichtermütter waren sich innerlich sehr ähnlich. Die schönen Worte, mit denen Mörike seiner Mutter gedachte, könnten ebensowohl für Elisabeth Schiller Geltung haben: „Durch ihre Zärtlichkeit, ihr reines Beispiel und durch ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, übte sie ohne studierte Grundsätze und ohne jedes Geräusch eine unwiderstehliche sanfte Gewalt über die jungen Herzen aus."

Die Genialität des großen Soldaten Helmuth von Moltke war von anderer Art als die unserer berühmten Dichter. Es mag seltsam klingen und ist doch so, daß gerade der Kriegsmann innerlich weniger der Sohn seines Vaters als der seiner Mutter war. Ihr verdankte er den klaren Blick für alles Wesentliche, die Willensfestigkeit, aber auch die Liebe zur Kunst. Henriette von Moltke wird uns geschildert als eine Frau von überragender Geistigkeit, die ihre Kinder selbst unterrichtete und mit ihnen musizierte. Eine deutsche Mutter, klar im Denken wie im Handeln, warmherzig und liebevoll. Helmuth von Moltke ließ sie an allem teilhaben, was sein Leben bewegte. Es war ein ruhevolles, inniges Freundschaftsverhältnis, das Mutter und Sohn miteinander verband und in Moltkes eigenem Ausspruch seine schönste Bestätigung findet: „Wie oft ist es mir vor die Seele getreten, daß von allen Wohltaten der erste mütterliche Unterricht die größte und bleibendste ist. Auf dieser Grundlage baut sich der ganze Charakter und alles Gute in demselben auf, und wenn du acht Kinder zu redlichen Leuten herangezogen, so muß ihr Dank und Gottes Segen auf dir ruhen."

Unter den vielen Müttern großer Söhne ragt Henriette Feuerbach hervor als eine Frau, die man im wahrsten Sinne der Worte „edel, hilfreich und gut" nennen könnte. Ihr, die kein Kind geboren hatte, gebührt dennoch der „Ehrentitel, der erste der Welt" in höherem Grade, da sie die Tragik ihres eigenen Schicksals vergaß in der Sorge um ihres Stiefsohnes bitteren Lebenskampf. Es hat etwas Ergreifendes, in den Briefen Anselm Feuerbachs wieder und wieder Worte wie diese zu finden: „Liebe Mutter, rate Du mir! Glaube an mich . . . Liebe Mutter, ich danke Dir, Du hast geholfen wie immer . . . Du fühlst mit mir . . . Ich fühle mich oft sehr allein, doch stärkt mich der Gedanke an Deine Liebe und an Deine Kraft und Tätigkeit . . . Wenn Du nur Vertrauen in mich setzt, daß ich etwas werde auf dem Wege, den Du in den Bildern siehst, und wenn Du nur die Überzeugung hast, daß ich fleißig war" . . . Am innigen Klang dieser Briefzeilen spürt man, wie Güte und Reife einer hochstehenden Frau zu einer so tiefen Verständigung der Seelen führten, wie sie zwischen Menschen nur möglich ist. Das Leben des Malers Feuerbach war von schwerster Tragik umwittert, aber alles Dunkle in seinem Dasein verblaßte vor der ruhigen, stillen Liebe dieser Mutter, die eine Frau von seltener innerer Größe und ungewöhnlicher Bildung gewesen sein muß. „Schöner und reicher kann ein Leben nicht ausklingen als das meinige", schrieb sie an ihren Sohn, „Deine Kunst und meine kleine, feine Musik, in der ich mir selber genüge, weil ich die großen Gedanken der alten Meister verstehe." Immer blieb sie die Reiche, Starke,

die Liebende und glückselig Gebende, die Hüterin des Unbewußten, das sie ahnend schaute, ehe es noch zur Tat gereift war. So gewann ein Frauenleben überpersönliche Bedeutung und ergreifende äußere Gestaltung im Bilde des Sohnes. Henriette Feuerbach hätte ebenso schreiben können, wie die Mutter Rudolf Virchows einmal über ihren Sohn schrieb: „Mein Leben hängt von dem seinen ab. Ich weiß nicht, was ich alles für ihn unternehmen könnte — das Schwerste würde mir leicht werden."

Alle diese Mütter waren der tiefe Grund des Werdens, dessen Tiefe wir nur deutlich zu ahnen vermögen — sie waren alle die heiligen Hüterinnen schöpferischen Gutes, waren Heimat und Sinnbild ewigen Lebens — Göttinnen, die hehr in Einsamkeit thronten und mit angehaltenem Atem lauschten, ob nicht eine Stimme aus der Welt der noch suchenden, irrenden Kinder herüberdringen wolle in ihre Welt der Stille.

Die großen Söhne solcher an Liebe verschwenderischen Mütter aber suchten ihr ruhlos gewordenes Leben wieder zu verankern in dem ruhigen Grunde, den das harmonische Wesen einer mütterlichen Frau bildet. Der durchbrochene Ring, mit dem sie an die Kette der Ewigkeit geschmiedet waren, schloß sich abermals. Aus der Vielheit entstand jene höhere Einheit, die die Lebensganzheit in sich zu verwirklichen strebte. Aus der Liebe erwuchs die Hingabe an ein friedvolles, starkes und stilles Familienleben und die Gemeinschaft zweier Persönlichkeiten, die jede für sich zum seelischen Mittelpunkt der anderen wurde.

Der geniale Mensch wird sich dem Regelzwang niemals beugen, er wird ihn immer wieder durchbrechen müssen, um sein Dasein nach den ihm auferlegten Gesetzen zu gestalten. Als Goethe das Wildblümlein Christiane Vulpius in seinen Garten verpflanzte, erhob er eine Frau zu seiner Gefährtin, die die Größe seines Geistes nur ahnte. Aber eine sorgende, mütterliche Frau, die das Leben des großen Schaffenden mit ruhigem, mildem Glanze überstrahlte und ihm die Wärme und Ruhe gab, die notwendig waren zur vollen Entfaltung einsamster Schöpferkraft.

Eine feinere Blüte im „Kulturgarten der Menschheit" war die Liebe zwischen Friedrich und Charlotte von Schiller. Hier kamen zwei Menschen zusammen, die füreinander geschaffen erschienen und nun zu einer Lebenseinheit wurden. An dem Beispiel einer Charlotte, einer Anna Magdalena Bach und einer Karoline von Humboldt zeigt sich, wie die liebende Frau voll und ganz zur Lebenskameradin ihres bedeutenden Mannes wurde, wie sie unebene Straßen zu ebnen suchte und in ihrer selbstlosen Hilfs- und Opferbereitschaft niemals erlahmte.

Charlotte war eine allem Schönen zugewandte Natur, ohne Selbstsucht und Selbstgefälligkeit, ein schlichter, natürlicher Mensch von immerwährender Schaffensfreude. Es scheint, als schaute einen aus ihren Briefen ihr klares, gütiges Antlitz an, versonnen und klug zugleich, gerecht und liebevoll in einem. Sie hatte einen sicheren Blick für die fordernden Notwendigkeiten des Tages; über diesen Tatsachensinn hinaus aber fühlte sie die unsichtbaren Fäden zwischen Mensch und Mensch. „Es gibt eigentlich keine Entfernung für Seelen, die sich lieben, ich fühle es klar, Du bist mir immer nahe. Oft ist mir der Gedanke so auffallend, daß ich Dich nicht sehe, und doch Deine Nähe so fühle . . . Wir sind glücklich in unserer Liebe, in dem Gefühl uns anzugehören, ich vergesse der Welt so ganz, wenn ich bei Dir bin, und wir brauchen nichts außer uns zu suchen. Reich in Deinem Geiste wird der meine sich freun, dem Flug des Deinen zu folgen, und in Deinem und meinem Herzen wird ewiger Frühling der Liebe blühn." Ein anderes Mal schrieb sie: „Könnte ich je den Kummer Deines Herzens für Dich tragen!" und rührte mit diesem Wort an eine der tiefsten Wurzeln ihres Wesens. Ihre Opferwilligkeit war ohne Grenzen, aber sie wußte nichts von Opfern, sondern nur vom Dienst an einer Liebe, die aus klarstem Quell gespeist wurde und niemals erlosch. Der schöne Gleichklang edler Geister wurde nur durch Schillers frühen Tod vorzeitig zerrissen.

Eine klare Linie führt von Charlotte Schiller hin zu den ihr verwandten Frauen. Die junge Charlotte, versunken in des Dichters unsterbliche Werke — und die junge Anna Magdalena, versunken in des großen Meisters Spiel — sie sind sich im Grunde wesensgleich.

Als Anna Magdalena lauschend in der Sankt-Katharinenkirche in Hamburg stand, nicht wissend, wie lange sie dort einsam gestanden hatte, nur ganz ein Zuhören, ohne Sinn für Zeit und Raum, da war ihr, als habe sie „Wurzel in den Steinfliesen gefaßt". Von diesem Augenblick an hatte ihr Leben keine andere Beziehung mehr als die zum Leben Johann Sebastians. Nach ihrem Hochzeitstage empfand sie sich selber wie einen kleinen Strom, den der große Ozean aufgenommen hatte. Sie fühlte sich eingehüllt in ein Leben, das tiefer und breiter war, als das ihre je hätte werden können. Dankbar spürte diese Frau die Gnade, gesegnet zu sein vor vielen Frauen der Welt, weil sie mit einem Geiste von so unendlicher Weite zusammenleben und seine „vollkommene Musik" entstehen sehen durfte. „Und wie ich so Jahr nach Jahr in tiefster Vertrautheit mit ihm lebte", heißt es einmal in ihren Bekenntnissen, „verstand ich seine Größe immer mehr." Auch diese Ehe wurde, was jede Ehe im Grunde sein sollte, eine Einheit des Lebens sowohl

wie des Schaffens. An langen Abenden saßen Anna Magdalena und Sebastian nebeneinander und schrieben Musik ab. Zwei Kerzen brannten dann zwischen ihnen und verbreiteten ihr stilles Licht über die still und glücklich Arbeitenden. Sebastian schrieb keinen Takt, ohne ihn seiner Gefährtin zu zeigen und sie teilnehmen zu lassen an all seinen Gedanken. „Wir hatten Schwierigkeiten und Unruhe, wie sie ein jeder hat, der über diese Erde geht", so lesen wir im Buche Anna Magdalenas, „aber sie lagen stets außerhalb unserer Person, sie rührten nie an unsere Liebe." Johann Sebastian Bach empfand „Dissonanzen um so härter, je näher sie der Harmonie" lagen, Mißhelligkeiten zwischen Eheleuten aber erschienen ihm als die unerträglichsten, und so führte auch hier gegenseitiger Wille zu einem selten harmonischen Zusammenklang. Es war der nach dem Tode ihres Mannes einsam gewordenen Frau, als gehe ein Licht in ihrem dunklen Zimmer auf, wenn sie sich an die Tage schönster Gemeinsamkeit erinnerte, da sie eine fröhliche Mutter war und die glückliche Gefährtin des großen deutschen Musikers, vor dessen Größe sie sich andächtig neigte. So aber lautet ihr tiefstes Bekenntnis: „Die Großen der Erde sind immer einsam, und darin sind sie allein dem Größten von allen, dem Allerhöchsten verwandt ... Immer wieder zuckte in mir ein seltsames Staunen durchs Herz vor irgend etwas Gewaltigen in ihm (Johann Sebastian), das ich nicht verstand und nicht erklären konnte."

Eine Erscheinung von ungewöhnlich geistiger Regsamkeit war Karoline von Humboldt, die Freundin Charlotte Schillers. Diese Frau, die eine ausgesprochene Persönlichkeit von höchstem Eigenwert war, schrieb einmal an Wilhelm von Humboldt: „Was ist das Dasein des Weibes, wenn es nicht die Freude eines edlen Mannes ist? Wir haben keine Existenz wie diese, und es ist die schönste, die uns die Natur geben konnte. Einem geliebten Wesen eigen, alle Wonne, alle Ruhe des Lebens liegt in diesem Gedanken!" Die Eigengesetzlichkeit eines jeden Charakters auch in der Ehe geachtet zu sehen, war eine Forderung, die Karoline stellen mußte. In der „ungebundensten Geistesfreiheit" erblühte zwischen zwei hochstehenden Menschen ein so vollkommenes Glück, wie es nur selten auf dieser unvollkommenen Erde möglich ist. Wilhelm und Karoline von Humboldt ergänzten sich gegenseitig, sie nahmen teil einer an des anderen geistigen Wachstum, ohne sich in irgendeiner Weise zu beengen. Karoline war beides, Mädchen und Frau gleich vollendet — sie war in jedem Augenblick nur das, was sie sein mußte, ohne jemals Richtung und Ziel zu verlieren. Als Hochziel des Lebens galt es ihr, Kameradin ihres Mannes zu sein und Mutter ihrer

Kinder. Sie wünschte ihre Töchter nach eigenem Beispiel zu erziehen — sie sollten „jede Hilfe leisten, jede Freude spenden, mit der man vom Herzen zum Herzen dringt, jede Träne ehren, jedes Gemüt, soweit man es erkennt, zu begreifen suchen, streng gegen sich, nachsichtig gegen andere." In dieser Frau sprach sich deutsche Weiblichkeit in vollkommener Weise aus, und so ist gerade Karoline von Humboldt geeignet, vielen heutigen Frauen wegweisend zu dienen. Die Liebe zu Deutschland ist trotz langen Fernseins nie kleiner in ihr geworden und strömte durch all ihr Denken und Tun hindurch wie der großen Strom, in den alle andere Liebe mündete. Es ist verständlich, daß eine Persönlichkeit wie Karoline ihrem Manne als Krönung seines Daseins erscheinen mußte, so daß er sich noch am Ende seiner Tage zu den Worten bekannte: „Ich glaube nicht, daß es noch einmal zwei Menschen auf Erden gibt, auf die das verehelichte Leben so tief und so wechselseitig gewirkt hat wie bei uns. Es hat nie eine so vollkommene und so vollständig weibliche Natur gegeben als Karoline, im höchsten wie im schlichtesten Sinne des Wortes." — —

Es konnten in dieser kurzen Betrachtung nicht alle jene Mütter und Frauen erwähnt werden, die der Erwähnung wohl bedürften. Eigenes Suchen mag zu ihnen finden, damit sich im Nacherleben vergangener Zeiten heutiger Pflichtenkreis kläre. Und immer wieder wird mütterlicher Frauen Schicksal sich im Sinnbild offenbaren:

> Aus Mutter Aases Schoß stürmt der Sohn in die Welt — vor der heimatlichen Hütte aber grüßt Solvejg den heimgekehrten Wanderer — Mutter und liebende Frau zugleich.

Die kulturelle Sendung der deutschen Frau.

Von Josef Magnus Wehner.

Das Wort Kultur hängt seiner Abstammung nach auf das engste mit dem Landbau zusammen. Den mütterlichen Boden zu bearbeiten und zu pflegen, ihn zu veredeln und aus ihm die kostbarsten Früchte zu ziehen, ist der Sinn jenes Bauens, der ursprünglich in dem lateinischen Worte „Kultur" lag.

Daraus ergibt sich auch für uns Deutsche, die wir heute noch jenes Wort gebrauchen, weil es sich weder mit Bildung, noch Erziehung, noch Sitte, noch mit irgendeinem anderen deutschen Worte ähnlichen Inhaltes deckt, die einfachste Auslegung. Kultur üben heißt alles Wachstum körperlich-seelischer und geistiger Prägung so pflegen, daß es die edelsten Früchte bringt, die es seiner Anlage nach zu bringen imstande ist. Diese ganz allgemeine Aufgabe erhält ihre besondere Weihe durch die außerordentliche Eignung gerade des Deutschen, das wachsende Leben zu hüten und zu formen. Nur wir Deutsche haben das römische Wort Kultur übernommen, die westlichen Völker, insbesondere Frankreich, haben für die gleiche Empfindung das Wort „Zivilisation" geschaffen, das nicht mehr bedeutet als Verbürgerlichung. So war denn auch deutsches Leben maß- und formgebend an den vergangenen europäischen Kulturen beteiligt. Wir wissen heute, daß weder die italienische Kultur der Renaissance, von deren Restbeständen noch das heutige Zeitalter lebt, noch die Kulturen unserer Nachbarvölker ohne die Wanderungen unserer Vorfahren möglich gewesen wären. Diese hohe Erkenntnis darf uns mit gerechtem Stolze erfüllen, sie wäre aber völlig nutzlos, wenn sie nicht in jedem einzelnen von uns wiederum zum Antriebe neuer Kulturschöpfung, oder wenigstens neuen Kulturwillens und neuer Kulturoffenheit würde.

Die Aufgabe der deutschen Frau in dieser notwendigen Richtung unseres neuen Weltaufbaues ist von der höchsten und verantwortungsschwersten Bedeutung. Längst vergangene Zeitalter, in denen das Mutterrecht herrschte und im Kampfe mit dem Vaterrecht unterging, haben uns Zeugnisse einer solchen ehrwürdigen, ja geheimnisvollen weiblichen Kultur hinterlassen, daß nur ein beschränkter Kopf an der Vollwertigkeit jener anderen Hälfte unserer Welt zweifeln könnte, die Frau heißt. Wie männliche und weibliche Kräfte das All durchwalten, wie wir etwa das wogende, gelassene, in seiner eigenen Tiefe ruhende Wasser als

weiblich, den Blitz als männlich empfinden, so wirken auch im täglichen, im öffentlichen Leben männliche und weibliche Kräfte den Bau unseres Daseins. Von der Mutter empfängt das Kind nicht nur das leibliche Leben, es wird auch in den Jahren, da es noch an ihrer Hand geht, auf das nachhaltigste in die Welt jener Bilder eingeführt, die im wörtlichen Sinne später sein Inneres bilden werden. Alle großen Männer, die sich hierüber geäußert haben, bekennen, daß die ersten sechs Jahre ihres Lebens die eigentlich entscheidenden waren, und daß alle späteren Jahre nur die Entfaltung jener heiligen Samenkörner waren, die in den ersten Jahren in die empfängliche Seele gesenkt wurden.

In diesen ersten Jahren also hat die Mutter die Führung. Es ist entscheidend, wohin das Kind an der Hand der Mutter in jenen selig verhängten Jahren geführt wird, welcher Lichtschein in seine Seele fällt, ob die Mutter es zu den schönen Wolken, Sternen, zu Sonne und Mond aufblicken, und auf das Rauschen des geheimniserfüllten Waldes, des Sees und des Flusses lauschen läßt — oder ob das Kind in platter Alltäglichkeit nur den Weg am Randstein des Bürgersteiges entlang kennenlernt: in der Hand der Mutter liegt es mit einem Worte, ob das Kind in das Herz der Welt hineingeführt wird, oder ob es ewig draußen bleibt und später sich als Ausgestoßener und Verzweifelter, als zu spät oder zu früh Geborener, als Prolet und Gottloser fühlen muß. So wahr Gott im Gewissen jedes seiner Geschöpfe wohnt, so notwendig ist es, diesen Gott schon in der Kinderseele zu wecken. Er ist wie das Wunder, wie jede große Erscheinung, ein schlafender Gott, der auf das lösende Menschenwort wartet.

Auch die allerersten Begriffe vom Urgrund unseres deutschen Daseins und seiner tausendfältigen Formen werden von der Hand der Mutter dem noch blinden aber ahnungsvollen Seelenauge des Kindes eingebildet. Von ihr erfährt es die Herrlichkeit unserer ganz großen deutschen Schöpfungen der Vergangenheit nicht in langatmigen gelehrten Erläuterungen, sondern oft nur durch ein einziges ergriffenes, mit Seele geladenes Wort. Dieses Wort ist der Samenkern, der später beim Anblick der Dome und Burgen, alter Städte oder mythischer Landschaften wunderbar aufgeht.

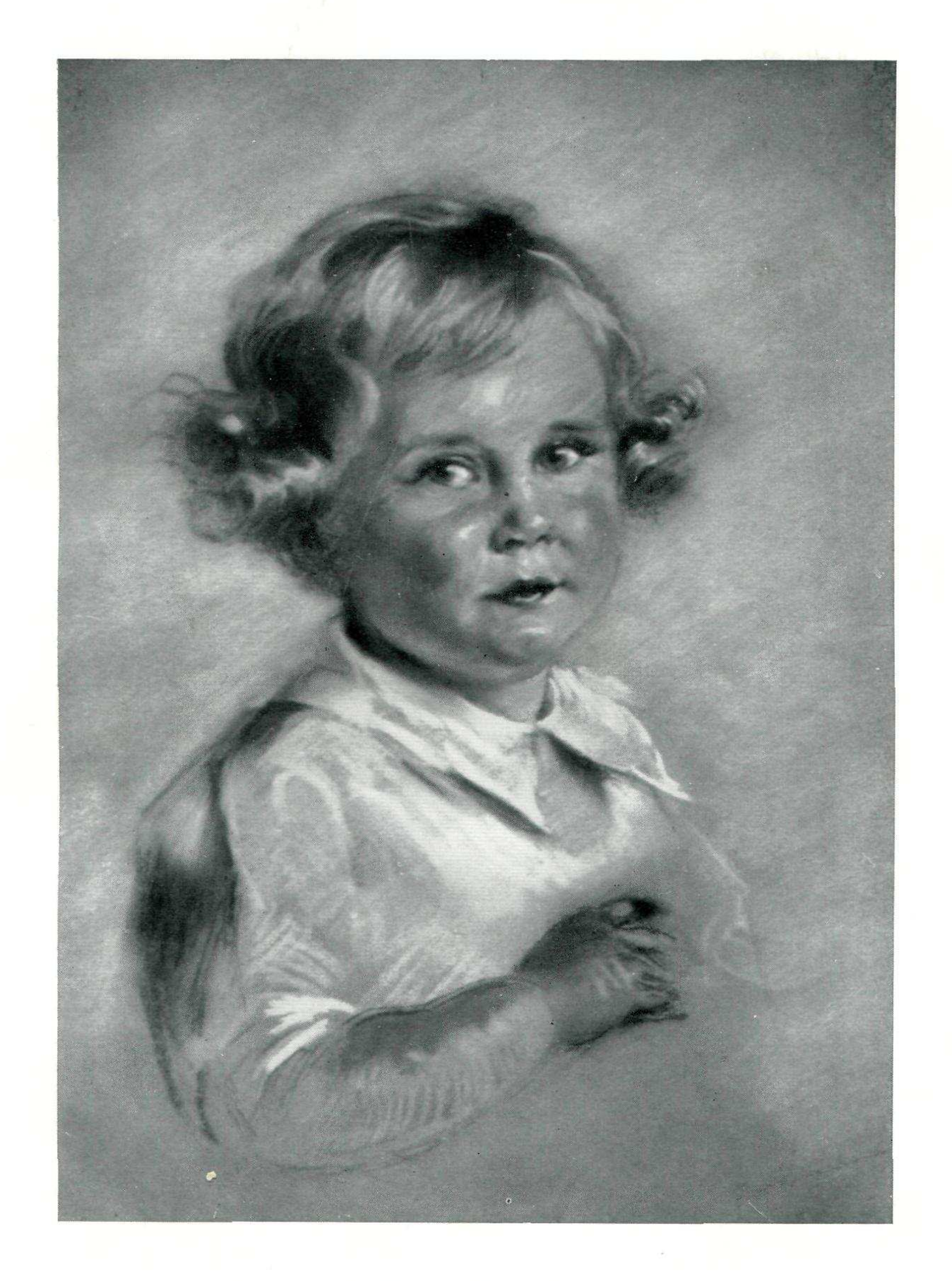
Auch das erste Lied klingt dem Kinde von den Lippen der Mutter. Auch dieses Lied kann den Grund legen zu einer ganzen Welt. Nicht umsonst sprechen wir Deutschen vom Reiche der Töne, denn es ist wahrhaftig ein Weltreich, das unsere deutschen Tonkünstler geschaffen haben, und wer Ohren hat, in die Tiefe der Kunst hinabzulauschen, der weiß, daß die Werke unserer Größten gar nichts anderes sind, als eine andere

Weltschöpfung, daß Gott unmittelbar in solchen Werken ist, und daß, wenn die unsterblichen Töne der Meister aufklingen, der Mensch in einer Art Gottesdienst dem Schöpfer auf seine Schöpfung antwortet.

Das ist es ja gerade, was immer die Höhepunkte der Kultur auszeichnet: Kultur ist nicht etwas ganz Privates, Persönliches, das nur einem einzigen (kultivierten) Menschen gehört, sondern Kultur ist etwas, was weit über den einzelnen hinausführt, was größer ist und von tieferer, älterer Herkunft als er selbst und was unmittelbar in die ganz großen und letzten Zusammenhänge hineinführt. Die höchsten Schöpfungen der Kultur verbinden unmittelbar mit dem All, mit Gott. Niemand würde den Erbauer des Straßburger Münsters einen kultivierten Menschen zu nennen wagen, niemand auch in den wunderbar gegliederten Steinmassen das Werk eines einzelnen, subjektiv gestimmten Künstlers erblicken können. Ein solches Bauwerk ist vielmehr der erhabene, gestufte, Stein gewordene Bau- und Schmuckwille eines ganzen Volkes, ein Weltall im kleinen. Auch Goethe etwa ist, wenn man ihn in all seinen tausend Widersprüchen und rätselhaft blitzenden Fernen und Tiefen betrachtet, nicht ein Einzelner, sondern für den, der ihn ganz zu erfassen vermag, würde er als ein ganzes Volk erscheinen.

So fällt der Frau, indem sie das Kind in die seelenhaften Bezirke deutscher Schöpfung einführt, die gewaltige Aufgabe zu, es reif zu machen für überindividuelle Zusammenhänge. Diesen großen, überpersönlichen Empfindungen dient das von den erwachenden Völkern heraufgeführte Zeitalter, das seinen sichtbaren, über den Einzelnen hinausführenden Ausdruck im Staatlichen sucht. Aus der Hand der Mutter wird der künftige Staat die Jugend empfangen; wohl ihm, wenn diese Jugend schon seelisch so bereitet ist, daß sie selbstlos und rein, tapfer und gläubig, tief und kühn den hohen Dienst an der Gestaltwerdung der edelsten Volkskräfte versehen kann.

Denn auch hier im Staatsleben wird es, wie immer eindringlicher erkannt wird, nicht nur darauf ankommen, Befehle auszuführen und sich auf größere Führer, oder vielleicht gar nur auf den einzigen Führer zu verlassen, sondern es wird nötig sein, daß jeder einzelne Träger des Staates im entscheidenden Augenblicke völlig selbständig zu handeln vermag, so, als ob er das Volk selbst wäre. Wie aber will er so handeln können, wenn nicht das Volk in ihm ist? Das ganze Volk in seiner Schönheit und Tiefe, in seinem Adel und in seiner Würde, in seinen höchsten Leistungen, in den tapfersten Bildern seiner Geschichte, in den erhabensten Einfällen seines Genius? Oder auch nur in seiner großen und lieb-



Kinderbildnis

von Emilie von Hallavanya, München

lichen Schlichtheit, in seiner handwerklichen Redlichkeit, in seiner tätigen, stillen Brauchbarkeit?

Wer aber glaubt, die vollkommene Gegenwart des Volkes im Einzelnen könne ohne die grundlegende, abgrundtiefe Erziehung der allerersten Jahre durch die Mutter erreicht werden, der hat vom Wachstum des Menschen keine zureichende Vorstellung. Von hier, also vom Ganzen aus gesehen, wächst die Aufgabe der deutschen Frau ins Unermeßliche und sie wäre erdrückend, wenn sie nicht ihre natürliche Beschränkung in der Veranlagung ihres Kindes fände. Die helläugige Mutter wird bald die Grenzen erkennen, die ihrem Kinde gezogen sind, und sie wird nicht versuchen, diese natürlichen Grenzen zu überspannen, sie wird vielmehr darnach trachten, aus den Grundlagen ihres Kindes in langsamem Wachstum ein kleines Kunstwerk zu bilden, das auf festem, von der Natur des Kindes selber eingehegtem Nährboden steht, einen Charakter mit möglichst reichem, seelischem Inhalt. Sie wird bei ihrem Werke der Seelenöffnung auch den Mächten, die unser Dasein durchwalten, Raum geben. Eine stille Stunde, in der sie mit ihrem Kinde wortlos am Feuer, am Wasser, unter den Bäumen oder unter den Sternen sitzt, während die Seele ihres Kindes Zwiesprache mit den webenden Mächten hält, wird manchmal ihr Kind weiter, größer und reifer machen, als Monate sorgfältigster Belehrung.

Blicken wir zurück. Wir haben so einfach wie nur möglich einige Andeutungen gegeben, welche die Aufgabe der deutschen Mutter in der Erziehung ihres Kindes berühren. Wir ziehen jetzt diese Andeutungen in klaren Strichen nach und stellen als solche Aufgaben folgendes fest: Weckung des Kindes für alles Wachsende und Werdende in Natur und Menschenleben, Hinführung sowohl zu den Elementen wie zu den sichtbaren Zeichen staatlicher Ordnung: marschierenden Gliederungen, Fahnen, Liedern. Verbindung mit den überpersönlichen Mächten religiöser oder sozialer Art: Gott, Volk, Welt. Geleit in das Innere des deutschen Wesens, in das geistig-seelische Reich, das vor allen Dingen die deutsche Kunst, die deutsche Sage und das deutsche Lied aufgerichtet haben.

Es erübrigt sich zu sagen, daß die wahre Mutter jede Gelegenheit benutzt, um in dem Kinde die kommenden Tugenden des Jünglings und des Mannes zu entwickeln: Wahrhaftigkeit, Treue, Gerechtigkeitsgefühl Tapferkeit, Beständigkeit, Selbstlosigkeit, Enthaltsamkeit und Liebe zum Volksgenossen.

Von allen diesen Dingen können natürlich nur die äußersten Strahlen in das Herz des Kindes fallen. Aber einmal haben wir ja am äußeren

Abglanz das Leben, wie Goethe sagt, und anderseits gibt es menschliche Typen, und zu ihnen gehört vor allem die Mutter, die schon durch ihr bloßes Sein Kräfte bildenden Wachstums ausströmen.

War bisher nur von der mit Kindern gesegneten Mutter die Rede, so seien jetzt mit nicht weniger innerer Anteilnahme die Aufgaben jener Frauen geschildert, denen das Schicksal zwar Kinder versagte, in denen aber der mütterliche Trieb ebenso stark ist wie in den gesegneten Müttern und vielleicht sogar schmerzlicher, weil er unfruchtbar blieb. Auch sie haben die Aufgabe, Hüterinnen des überall im Deutschen Reiche wachsenden Lebens zu sein. Auch sie haben den hohen Beruf, Nahrung zu spenden in jedem Sinne. Ihre natürlichste Stelle ist die in der öffentlichen und privaten Fürsorge; gewaltig groß aber dünkt mir auch jene Frau, die ohne öffentlichen Auftrag ihr Leben und ihre Liebe verströmt. Solche Frauen sollen Schreine voll des köstlichsten deutschen Lebens sein . . . In ihnen soll sich, wie die leibliche Nahrung in den gesegneten Müttern, so die Seelennahrung aus dem inneren deutschen Bereiche sammeln. Sie sollen die geistige Mütterlichkeit üben, indem sie überall Freude, Kraft, Ruhe und schöpferischen Antrieb verleihen. Auch sie sind Frauen, auch durch ihre Adern pulst weibliches Blut, und sie sind schon durch ihre bloße Gegenwart ebenso auch die andere Hälfte der Welt wie die wirklichen Mütter. Auch sie sind berufen, durch Gemeinschaft irgendwelcher Art in schöpferischen und arbeitenden Männern jene wundervolle schöpferische Erregung zu erzeugen, die der kreißenden Unruhe des gebärenden Eros gleicht. Ich denke hier nicht nur an geistreiche Frauen, die mit geistreichen Männern verkehren, wovon uns die Geschichte in den literarischen Salons aller Länder glänzende Beispiele aufgezeichnet hat, ich denke vielmehr an die einfachsten Dinge. Wie oft kann eine solche Frau durch einen lichten Hinweis auf eine helle und reine Sache den Mann erleuchten, auf den rechten Weg führen, ihn entlasten und erfreuen. Ich stelle mir wirklich vor, daß auch heute noch unsere deutschen Frauen Seelenführerinnen sein können wie unsere germanischen Priesterinnen. Der Mann ist im Grunde ein theoretisches Wesen, vor lauter Arbeit kommt er meist nicht dazu, die Welt ruhig zu betrachten, es gebricht ihm oft an Menschenkenntnis. Hier kann die naturnahe und instinktsichere Frau Wunder wirken, ja sie kann erheblich dazu mithelfen, aus dem gewaltigen gesellschaftlichen Umbau, der sich jetzt vollzieht, auch eine neue Sitte heraufzuführen, die im Laufe der Jahrzehnte für alle verbindlich sein wird.

Hier wachsen für die deutsche Frau heilige Pflichten heran. Wir dürfen nicht kleiner sein als unsere Vorfahren und müssen im Innern des

kommenden stolzen deutschen Staates ein schlichtes Heiligtum aufrichten, in dem die Gestalten unserer Seele in unvergänglichem Lichte stehen. Hier können die Frauen die großen Entbinderinnen und Helferinnen sein. Helft, ihr Frauen, vor allem den doppelt und dreifach ringenden und leidenden Künstlern, denn sie werden die Abbilder unserer Gegenwart schaffen, die einst Zeugnis ablegen sollen von der Schönheit und der Tiefe unserer Wandlung. Seid Hüterinnen der deutschen Innerlichkeit! Mit zartem und feinem Gewissen stellen wir Männer uns euch vor, empfindlich gegen jede Trübung, keusch und doch voller Leidenschaft für alles Echte, furchtlos und unbestechlich in den letzten Dingen und wie Löwinnen kämpfend um die Seele der Nation.

+

Wir Mütter.

Von Männern und Helden wird man sagen,
Solange die blühende Erde steht.
Von Müttern, die sie am Herzen getragen,
Sind bald die Spuren im Winde verweht.
Wir stehen abseits vom lauten Leben,
Von uns wird wenig und gar nichts gesagt,
Doch was wir wirken und was wir geben,
In alles Geschehen hinüberragt.

In uns liegt alles Künft'ge beschlossen.
Aus unsrem Leben wächst Glück oder Leid.
Wir sind der Urgrund, dem ist entsprossen,
Was Schicksal wird in kommender Zeit.
Wir sind des Volkstums stillschaffende Erde,
Aus dem es erwachse gesund und rein.
Daß es stärker, stolzer, einiger werde,
Soll höchstes Ziel unsres Lebens sein.

Erika-Maria Krug.

Die künstlerisch schaffende Frau.

Von Dr. Augusta von Oertzen.

Kunst ist Glückseligkeit.
Isolde Kurz.

Geistige und menschliche Kräfte sind heute im Aufbruch, der Wille zu schöpferischem Tun ist lebendiger denn je. Aber in dieser Bereitschaft liegt auch eine Verpflichtung gegen die Vergangenheit, liegt die Einsicht, daß nur in der Besinnung auf die Wurzeln und geschichtlichen Grundlagen der nationalen Kultur in Wahrheit die Zukunft gestaltet werden könnte.

An diesem „schöpferischen Tun" sind die Frauen schicksalhaft beteiligt. In einer Zeit, die wie heute alle geistigen und körperlichen Fähigkeiten fordert, um sich zu behaupten, ist auch die Frau eingerückt in die Schar der Kämpfer, denen Mut und Kraft wachsen, je mehr die Schwierigkeiten sich türmen.

Je größer der Einsatz, je größer der Gewinn, ein Gesetz, das vor allem auf die geistige Welt sich bezieht.

Aus der Intensität des Schaffens wachsen neue Kräfte, Fähigkeiten werden gesteigert, die bei einem weniger konzentrierten Leben oft im Keime erstickt blieben.

Über die verschieden verteilten Veranlagungen der Geschlechter für Wissenschaft und Kunst ist schon so viel diskutiert worden, daß sich eine Wiederholung wohl erübrigt.

Es mag dahin gestellt bleiben, wie die Frau sich entwickelt hätte, wenn ihr seit Jahrhunderten dieselbe geistige Freiheit zugebilligt wäre, wie der Mann sie immer besessen hat. Niemand aber wird bestreiten wollen, daß ihre geistige und künstlerische Entwicklung sich trotzdem vollzogen hat, wenn auch in Etappen, die Spirale steigt aufwärts.

Die künstlerische Betätigung der Frau ist in ihren elementarsten Formen mit dem weiblichen Urtrieb, das Leben zu verschönen, verwachsen.

Jene beiden großen Pole, um die das Leben der Frau kreist, Liebe und Mütterlichkeit, wirken sich in dem Bestreben aus, sich selbst und ihre Umgebung „schön" zu gestalten. Aus diesem Instinkte heraus sind die frühsten künstlerischen Arbeiten entstanden: Weben und Spinnen, Sticken und Steppen, Malen und Zeichnen.

Der bedeutsame Anteil der Frau an der „Volkskunst" erklärt sich aus diesen Voraussetzungen, er reicht zurück in die frühsten Zeiten unserer Kultur. Wie die germanische Frau sich mit kunstvollen Handarbeiten beschäftigt hat, weiß schon Tacitus in seiner „Germania" zu melden: „Die Frau kleidet sich nicht viel anders als der Mann" schreibt er, „nur trägt sie häufiger ein leinenes Gewand, in das sie rote Muster einwebt."

Aus der anonymen künstlerischen Betätigung der Frau, die in der Herstellung von Stoffen, von Keramiken, von Holzschnitzereien, kurz in jeder Verschönerung des Daseins sich auswirkte, tauchen erst im frühen Mittelalter festumrissene Leistungen auf, die an die Namen bestimmter Persönlichkeiten geknüpft, unsterblich in die Geschichte der Kunst eingegangen sind.

Hauptbetätigungsfeld weiblicher Kunstübung waren die Klöster, die einzigen Träger der damaligen Bildung. In ihrem Schutze wurde die vornehme Jugend erzogen, bevor sie in die Welt zurückkehrte. Von den frommen Nonnen erlernten die Töchter der Fürsten und Ritter die künstlerische Handhabung von Pinsel, Griffel und Nadel. In keinem Frauenkloster fehlte der Webstuhl, in naivem Stolze haben sich zwei Dominikanerinnen in der Bordüre eines „Passionsteppichs" (Dombiblio. in Bamberg) bei der Arbeit am Webstuhle portraitiert.

Auch in den Schreibstuben wurden von den kunstfertigen Schwestern die Zöglinge unterwiesen, und vor allem die Kunst des Bücherilluminierens geübt. In diesem Rahmen feinsinniger Versenkung in die Geheimnisse frommen Glaubens erscheint das erste weibliche Selbstportrait: die im 12. Jahrhundert lebende Nonne Guda fügte den sieben Miniaturen ihres Homiliars noch eine achte hinzu: ihr eigenes Bildnis.

Drei große klösterliche Künstlerinnen überragen die Leistungen ihrer Schwestern und ihre Namen stehen in der Geschichte mittelalterlicher Kunst an erster Stelle:

Herrad von Landsperg, Äbtissin des Klosters Hohenburg oder St. Odilien im Elsaß, die Verfasserin des berühmten „Hortus Deliciarum". Eine biblische Geschichte, in die alles Wissenswerte der Zeit hinein gewoben wurde, das Konversationslexikon des 12. Jahrhunderts. Die zahlreichen Miniaturen im romanischen Stil geben eine Hauptquelle für die Kulturforschung des Mittelalters, was Tracht, Bewaffnung und Lebensart anbetrifft.

Hildegard von Bingen, eine heilig gesprochene begnadete Künstlerin, befähigt auf allen Registern der Musen zu spielen. In dem von ihr gegründeten Kloster Ruppertsburg bei Bingen, wo sie am 17. September 1179 gestorben ist, hat sie ihre „Visionen" vollendet, ein Werk

apokalyptischer Größe, geboren aus gotterleuchteter Vernunft. Nicht ersonnen, sondern empfangen aus göttlicher Eingebung, in Bild und Schrift zu genialer Einheit geformt.

Uta, die Äbtissin des Klosters Niedermünster bei Regensburg, die Anregerin und Organisatorin einer der wertvollsten illuminierten Handschriften des Mittelalters, des „Utaevangeliars"; ein von tiefer Mystik erfülltes Werk, dessen überreiche Fülle der Gedanken und Einfälle in den Miniaturen von der geistvollen Nonne mit der Strenge des geometrischen Stils gebändigt und geklärt wurde.

Mehr erdgebunden als diese visionären Künstlerinnen, die mit Gold und lichten Farben dem göttlichen Geiste dienten, erscheinen jene Nonnen, die in unermüdlichem Fleiße die Antipendien und Altarvorhänge aus Samt und Seide, die Knüpfteppiche und Leinenstickereien anfertigten. Die berühmteste unter ihnen ist die hl. Agnes, Äbtissin von Meißen, die uns den frühsten Knüpfteppich, aufbewahrt in Quedlinburg, hinterlassen hat. Eine Reihe von Bildern, erfunden nach der langatmigen, spätantiken Allegorie „die Hochzeit des Merkur und der Philosophie" dienten den geschickten Händen der frommen Schwestern als Vorwurf.

Auch die profane Dichtung, an der diese blühende Zeit des Minnegesangs so reich war, wurde von Klosterzöglingen illustriert. So entstanden die berühmten Wienhauser „Tristanteppiche", in denen der ganze Zauber dieses größten Liebesromanes aller Zeiten schwingt.

Die von den Klöstern geübte Kunst erlebte einen starken Abbruch durch den Wettbewerb der weltlichen Zünfte; mit ihrem Aufblühen rückte das künstlerische Schaffen der Frauen in eine neue Phase ein. Als Gattin, Schwester oder Tochter eines „Handwerksmeisters", in deren Hände immer mehr die Ausübung der Kunst geriet, wurde sie in die Rolle der „Gehilfin" geschoben. Zwar schlossen sich die Frauen und Mädchen zu Gilden zusammen und es gab im 13. Jahrhundert in Köln und Augsburg Zunfturkunden der Seidemacherinnen, der Goldspinnerinnen und Garnzieherinnen, ansehnliche Gilden, denen niemand ins Handwerk pfuschen durfte.

Aber wenig Frauen gelang es in dieser Epoche auf dem Gebiete der Malerei oder Graphik sich selbständig zu entfalten.

Nur ein Name glänzt unter den mehr oder weniger dem praktischen Leben zugewandten Hausfrauen des 15. Jahrhunderts. Es ist Ida von Meckenem, die Gattin des überaus fruchtbaren Goldschmiedes und Kupferstechers, Israhel von Meckenem, von dem über 570 Blätter bekannt sind. Ida übertrifft den fleißigen Gatten an Feinheit des Emp-

findens und der Technik, und es wird berichtet, daß sich unter ihrem Einflusse der Werkstattbetrieb künstlerisch bedeutend gehoben habe.

Je mehr sich die Frau im Laufe der Zeit von den seelischen Quellen ihrer Kunst, von der Darstellung des Göttlichen entfernte, um so mehr verlor sie Eigenart und Tiefe. Ihre schöpferische Selbständigkeit schien lahm gelegt, seit sie nicht mehr als begnadete Nonne, sondern als Dame von Welt den Musen dienen wollte.

Im Zeitalter des Humanismus zersplittert sich die Künstlerin, sie will Malerin, Dichterin, Musikerin, Gelehrte in einer Person sein, und entgleitet damit oft in die Gefahr, in allem zu dilettantieren.

In der Renaissance wird der Schwerpunkt weiblicher Kunstausübung in die Niederlande verlegt. Albrecht Dürer erzählt in seinem Tagebuche der niederländischen Reise von seinem Besuche bei dem hochangesehenen Genter Altar- und Miniaturenmaler Geraert Horebold und seiner achtzehnjährigen Tochter Susanna, die der Nürnberger portraitierte. Ihre Zeichnungen dünkten ihm ein so „groß Wunder", daß er einen Gulden für ein Blatt verausgabte.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts erhebt sich in Deutschland wieder eine neue Welle der Frauenkunst, allerdings nur in zwei begrenzten Gebieten: Graphik und Kleinplastik. Bei allen diesen Künstlerinnen spielt Vererbung und Umgebung eine bedeutungsvolle Rolle, sie gehören Familien an, deren Name schon durch männliche Kunstausübung bekannt war.

So setzt Anna-Maria Pfründt aus Frankfurt a. M. das Werk ihres Vaters fort, der Bildhauer, Architekt, Ingenieur und Stahlschmidt in einer Person war, allerdings in einem bescheideneren Material: in Wachs.

Der große Name „Sandrart", der mit dem Maler und ersten „Kunstschriftsteller", Joachim von Sandrart (1606—1688), dem Verfasser der „Teutschen Akademie der Bau-, Bild- und Malerei-Künste" unsterblich geworden war, leuchtet auch in der graphischen Begabung seiner Tochter Susanne und in der feinen Miniaturkunst seiner Nichte Esther-Barbara auf. Und noch eine andere Nürnbergerin, Susanne Dorsch, spielt anmutig mit Edelsteinen und Kameen, in die sie zarte Bildchen einritzt. In Augsburg machen sich die Töchter des Stechers Melchior Küsel in der Kunstweise ihres Vaters einen Namen.

Eine weit stärkere Persönlichkeit ist die Tochter von Matthäus Merian, eines der populärsten deutschen Künstler des 17. Jahrhunderts. Mit seinen radierten landschaftlichen Darstellungen hat er eine Art illustrierter Zeitgeschichte Europas geschrieben, erschienen unter dem Titel

„Theatrum Europaeum". Maria-Sybilla folgte dem Vater nicht auf sein Gebiet des Vedutenstiches, Künstlerin und Forscherin zugleich, entdeckte sie ihr eigenes Betätigungsfeld, sie schrieb und illustrierte „der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blumennahrung".

Ihr Forscherdrang trieb sie sogar nach Westindien, wo sie zu einer Arbeit über „Exotische Käfer" inspiriert wird. Die erste Frau, die streng naturalistisch Regeln und Gesetze der Natur in künstlerische Form überträgt.

Im allzu vielen verliert sich die begabte Kölnerin, Anna-Maria Schurmann, sie zeichnet, malt, modelliert, spricht 15 Sprachen, glänzt in geistvoller Rede, aber endet schließlich in Magie und Sektiererei.

Das 18. Jahrhundert, das „Jahrhundert der Frau", dessen künstlerische Spitzenleistungen auf französischem Boden erblühen (Madame Vigee-Lebrun u. a.) hat auch die deutsche Künstlerin aus Zersplitterung und Mittelmäßigkeit errettet. Die Berlinerin Anna-Dorothea Therbusch und die Bambergerin Barbara Krafft, Anna-Maria Mengs, Schwester von Raphael Mengs, und Susanne Henry, Tochter und Gehilfin Chodowieckis, haben sich als Portraitistinnen der guten Gesellschaft dem Stil der Zeit, der in der Darstellung des schönen Menschen sein Ziel sah, angepaßt. Die kurpfälzische Kabinettsmalerin, Katharina Treu, wurde sogar zur Professorin in Düsseldorf ernannt.

Aus größerem Format gemacht ist die Schweizerin, Angelika Kauffmann, die fast ihr ganzes Leben in Rom (gest. dort 1807) unter dem Fluidum der Antike und den italienischen großen Meistern verbringt. Repräsentantin eines gesellschaftlichen Klassizismus, mit dem sie besonders in England viel Erfolg hatte. Ihre feinen duftigen antikisierenden Bildnisse interessierten Goethe, der in den Gesprächen mit Eckermann den ihr eigentümlichen Ton der Fleischpartien erwähnt. Die geistreiche und anmutige Malerin rühmte sich, mit dem Olympier befreundet zu sein. Noch einer anderen deutschen Künstlerin, Luise Seidler, war es vergönnt, sich Goethe zu nähern; sie durfte ihn 1810 porträtieren, ein Ereignis, das sie selber mit Enthusiasmus schildert.

Wie groß die internationale Anerkennung für diese deutschen Malerinnen gewesen ist, beweist ihre Mitgliedschaft an verschiedenen „Akademien der schönen Künste". So wurde Anna-Maria Mengs 1790 zum Mitgliede der Akademie von St. Fernando in Madrid erwählt, 1792 Angelika Kauffmann der Londoner Akademie, 1773 Friederike Pasch der Akademie in Stockholm.

Der große Aufschwung weiblichen Kunstschaffens setzte aber erst im 19. Jahrhundert ein, als der lange vorbereitete Kampf um die Gleich-

stellung der Frau mit dem Manne in alle Gebiete der bildenden Kunst übergriff. Schritt für Schritt eroberte sich die Frau in ernstem Ringen den Boden, auf dem ihre künstlerische Begabung sich entwickeln konnte. Es begann die Zeit, wo die Erkenntnis sich Bahn brach, daß nicht der einzelne, sondern die Zusammenarbeit von vielen ausschlaggebend ist. Die Frauen schlossen sich zu Vereinen zusammen, veranstalteten Ausstellungen, errichteten Akademien zur systematischen Ausbildung ihres Geschlechtes. Und sie errangen die schönsten Erfolge im Wettbewerb mit ihren männlichen Kollegen.

Einer der ältesten dieser Vereine ist der „Verein der Künstlerinnen zu Berlin“, gegründet 1868, dem sogleich eine „Zeichen- und Malschule“ angegliedert wurde, deren Leitung in den Händen von Rosa Petzel und Anne-Marie Volkmar lag.

Wie rege damals das Interesse der staatlichen und wissenschaftlichen Kreise Berlins an der künstlerischen Ausbildung der Frauen war, geht aus einem Schriftstück hervor, das im Jahre 1871 zur Propaganda der Erweiterung der Zeichen- und Malschule kursierte. „Soll aber Berlin, die Hauptstadt Preußens und des Deutschen Reiches nicht eine Zeichenschule ersten Ranges für ihre Frauen haben!?“, hieß es, „soll nicht in Berlin eine solide Pflanzstätte für die Pflege der Schönheit und der ästhetischen Geschicklichkeit entstehen? Soll nicht in Berlin der künstlerischen Begabung, wenn sie Frauen verliehen ist, eine gediegene Vorschule sich darbieten?“

Einen bedeutenden Einfluß auf künstlerische und kunstgewerbliche Bestrebungen gewann Klara Lobedan; selbst als Blumenmalerin und Keramikerin tätig, gehört sie mit ihrer begabten Schülerin, Hildegard Lehnert, die als Geschäftsleiterin des „Vereins der Künstlerinnen“ eine erfolgreiche Tätigkeit im Sinne der Gemeinschaft künstlerischer Frauen entwickelte, zu der Reihe von Frauen, die nicht in eigener schöpferischer Tätigkeit Genüge finden, sondern auch als Lehrerinnen Einfluß auf die Entwicklung der Jugend zu gewinnen suchen.

Eine besondere Stellung unter den deutschen Malerinnen dieser Epoche beansprucht die hochbegabte Dora Hitz (gest. 20. Juni 1924 in Berlin), eine Portraitistin von Rang, begabt mit echt weiblicher Einfühlungsgabe, deren Blick tief in das Seelenleben ihrer Modelle einzudringen sucht. Ihre impressionistischen Bildnisse waren nicht Portraits im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern verklärte Seelenspiegelungen der dargestellten Persönlichkeit. Ihre sublimierte Farbenskala entsprach der vergeistigten Auffassung ihrer Kunst, diese blonden, matt-